Caps. 126
8

Anekdoten

und

Karakterzüge

aus

dem Leben

Friedrich des Zweiten.

Sechste Sammlung.

Berlin 1787.
bei Johann Friedrich Unger.

Anekdoten

und

Karakterzüge

aus

dem Leben

Friedrich des Zweiten.

Sechste Sammlung.

Berlin, 1787.
bei Johann Friedrich Unger.

Als Friedrich aus seiner bekannten Verbannung in Küstrin nach Berlin zurük kehrte, und zum erstenmal wieder vor seine königliche Eltern kommen sollte, trug er ein simples müllerfarbnes Kleid. Man wollte ihm einen Degen geben; allein er schlug ihn mit den Worten aus: wer mir den Degen genommen hat, kann ihn mir auch wieder geben.

Eines Tages begleitete er seinen Herrn Vater, nebst vielen Officieren. Er schlug

mit seinem Stocke, im Vorbeigehen, an die Gitter der Schatzkammer, und sagte: Wie froh werden diese Gefangene sein, wenn man sie erlösen wird! Die Officiere lachten bei diesen Worten überlaut, so daß es der König hörte, und ihnen befahl, zu sagen, worüber man lache. Anfänglich weigerte sich ein jeder; allein, da der König darauf bestand, es wissen zu wollen, so ward es ihm gesagt. Er machte darüber keine gnädige Mine, da er in dem Ausdrukke seines Sohnes die Sprache andrer Leute zu bemerken glaubte.

Kaum war Friedrich König, so meldeten sich bei ihm verschiedene Einwohner der Stadt Ruppin mit ansehnlichen Schuldforderungen aus den kronprinzlichen Jahren her. Der König schlug die Bezahlung ab, und gab ihnen

nen zu verstehen, daß sie unrecht gethan hätten, ihm in seiner damaligen Lage etwas zu leihen. Sie antworteten darauf: sie ließen dies zwar dahin gestellt sein; indeß würde es der König doch nicht mißbilligen, daß sie darauf bedacht wären, ihre Gläubiger zu bezahlen; und dies hange ganz allein von Sr. Majestät Gnade ab. Der König bezahlte die Forderungen, und that nachmals, wie bekannt, der Stadt viel Gutes.

Kaum hatte Er die Regierung angetreten, so sagte er die merkwürdigen Worte, die auch sogleich öffentlich bekannt gemacht wurden: **Ich will, daß künftig, wofern etwa mein besondres Interesse dem allgemeinen Besten meiner Lande zuwider scheinen möchte, alsdenn dieses letztere jederzeit vor dem erstern den Vorzug behalten soll.**

Die erste Wohlthat, welche dieser vortrefliche König seinen Unterthanen erzeigte, war, daß er der grossen Theurung des Getreides abhalf. Der harte Winter im Jahre 1740 hatte einen allgemeinen Kornmangel im Lande verursacht, und in verschiedenen Gegenden war schon eine Hungersnoth. Der König ließ daher nicht allein schleunig die verschlossenen Getreidemagazine öfnen, sondern hob auch die zweite Mahlmetze auf, und half auf diese Art dem Mangel bald ab. Im Julius 1740 ließ er aus Preußen 800,000 Scheffel Korn nach Pommern bringen, welche dort, der Scheffel für 20 Groschen, an die Nothleidenden verkauft wurden. Er ließ auch sogleich in allen Provinzen seines Staats Magazine errichten, um bei wohlfeilen Jahren Getreide aufzukaufen und bei einfallender Theurung oder schlechten Erndten, es wieder um den Einkaufspreis

verkaufen zu lassen. Man erinnere sich hier der traurigen Jahre 1770 und 1771, in welchen Friedrichs Unterthanen nicht allein Brod hatten, sondern noch ihren Nachbaren abgeben konnten.

Unter König Friedrich Wilhelms des Ersten Regierung, waren die Hofbedienten höchst einförmig gekleidet. Auf ihren kurzen Rökken sah man weder Gold noch Silber; Friedrich hingegen kleidete seine Bedienten prächtig, und für die damaligen Zeiten auch geschmakvoll. Man weiß, daß er bis an sein Lebensende hierin keine Abänderungen vornahm. Wie einförmig sich der König selbst kleidete, ist bekannt genug; demungeachtet konnte er es nicht gut leiden, daß die Personen, die um ihn waren, seinem Beispiele folgten. Einem seiner Räthe, der ei-

nes Tages ein Kleid mit schmalen goldenen Treſſen trug, fragte er: warum er es mit Band eingefaßt habe? — Dieſer ſuchte ihm zu beweiſen, es wären Treſſen und kein Band; der König wollte ſie aber nicht dafür erkennen, und der Rath merkte endlich des Königs Sinn, und kam mit dieſem Kleide nie wieder vor ihn. Einem andern ſeiner Bedienten gab er blos deshalb Zulage, weil er in einer ſimplen Kleidung vor ihn kam, und auf die Frage, warum er ſich ſo ſchlecht kleide, antwortete: ſeine eingeſchränkten Umſtände ließen es nicht anders zu.

Der weiſe König ſah es auch nicht gern, wenn man in der Kleidung ein Sonderling war, oder jede Mode der Ausländer mitmachte, und gab über dergleichen vielfältig ſein Mißfallen zu erkennen. Ein junger Menſch,

der

der in seinen Diensten stand, bekam den Abschied, weil ihn der König mit einem weißen runden Hute auf der Straße gesehen hatte.

Als er sich während einer Karnevalszeit in Berlin befand, ließ er verschiedene Personen vor sich kommen. Eines Tages ward ihm ein junger Mann gemeldet, der sich durch eine ganz neumodische Frisur sehr auffallend machte. Sobald ihn der König bei Eröfnung der Thür sah, schlug er sie schnell wieder zu, wollte ihn nicht sprechen, und that, als ob ihn der Anblik dieses Mannes in ein großes Schrekken versetzt hätte. Am folgenden Tage sagte er zu einem seiner Generale: „Mein Gott! — was habe ich gestern für einen Schrek gehabt!“ und beschrieb ihm die Frisur des Mannes. „Sorge er ja, fuhr er fort, daß meine Officiere

das nicht sehen, noch mehr aber, daß sie es nicht nachmachen.

Der König war kein Liebhaber von Ceremonien, und setzte sich gern darüber hinweg. Als er sich beim Antritt seiner Regierung zu Königsberg in Preussen huldigen lassen wollte, nahm er den Marquis d'Argens mit sich dahin, und verlangte, er sollte ihm Anleitung geben, das Ceremoniel recht zu beobachten, da er dergleichen in Frankreich gesehen habe. Am Tage der Huldigung trug der König einen kleinen Galanteriedegen, und wollte damit den Thron, auf welchem er sich dem Volke zeigen sollte, betreten. D'Argens erinnerte ihn, es sei unschiklich, bei dieser Handlung einen so kleinen Degen zu tragen, und er müsse statt dessen einen größeren, oder vielmehr ein Schwerdt, anstekken.

Wo nehmen wir das her? — erwiederte der König. D'Argens ließ sich von einem Officier sein Seitengewehr geben, und der König stekte es auch an. Als er darauf mit dem Marquis wieder allein auf seinem Zimmer war, fragte er diesen: ob er seine Sache gut gemacht habe? — „O ja! erwiederte d'Argens; ich weiß aber einen, der es noch besser machte." — Und wer war das? fragte der König. — „Ludwig der Funfzehnte." — Und ich, fuhr der König fort, weiß einen, der es **noch** besser machte. „Und wer war denn das?" fragte d'Argens mit Verwunderung. — Baron *), sagte der König.

Als der König im Jahr 1741 die Huldigung zu Breslau annahm, war ebenfalls

 kein

*) Baron war, wie bekannt, ein guter französischer Schauspieler.

kein Reichsschwerdt vorhanden, dessen Knopf bei dergleichen Feierlichkeiten gewöhnlich zu küssen gegeben wird; er zog daher seinen Degen, mit welchem er Schlesien erobert hatte, und ließ ihn während der Huldigung von dem Generalfeldmarschall Schwerin halten. Auch saß der König bloß in seiner gewöhnlichen Kleidung auf dem Thron, und verrieth nicht die mindeste Pracht, die er überhaupt, während seiner ganzen Regierung, stets vermied.

Unter die Personen, welchen Friedrich in seinen ersten Regierungsjahren vorzügliches Vertrauen und Freundschaft schenkte, gehören, wie bekannt, besonders Stille, Kayserling und Chasot. Diese Männer waren lebhaft und munter, folglich war in ihrer Gesellschaft Scherz und Vergnügen zu finden. Franz Isaak, Graf von Chasot, war

aus

aus der Normandie gebürtig, stand Anfangs bey der französischen Armee in Diensten, und der König lernte ihn kennen, als er im Jahre 1734 seinen Herrn Vater an den Rhein begleitete, und von diesem Erlaubniß erhalten hatte, die französischen Truppen bei Philippsburg zu besehen. Chasot gefiel dem damaligen Kronprinzen; er ward nach Rheinsberg eingeladen, und gehörte bald zu Friedrichs vertrautesten Gesellschaftern. Sobald der König zur Regierung kam, ward der Graf als erster Major bei dem Bayreuthschen Dragonerregimente angestellt, und zeigte sich bald hernach in der Schlacht bei Hohenfriedberg als einen der tapfersten Männer. Er brachte dem Könige 66 Fahnen, die das genannte Dragonerregiment erbeutet hatte *).

Der

*) Diese Anekdote kommt hier zum zweytenmal vor, weil wir sie nunmehr umständlicher und genauer geben können.

Der König dankte ihm in den gnädigsten Ausdrükken, und vermehrte des Grafen angebornes Wapen, zum Andenken seiner Tapferkeit, mit einem der Länge nach gespaltenen Herzschilde, in dessen rechter Seite ein halber gekrönter schwarzer Adler in silbernem Felde, und in dessen linker der Name Hohenfriedberg und die Zahl 66 in schwarzem Felde zu sehen sind. Der Helm hat eine rechtswehende Fahne, worin sich ebenfalls die Sinnbilder des Herzschildes befinden. Der Mutter des Grafen, die sich zu Caen in der Normandie aufhielt, schikte der König bald darauf eine goldene reich mit Brillanten besezte Dose, nebst einem sehr gnädigen Schreiben, worin sich besonders diese Stelle auszeichnet:

Il y a long tems que Vous avez des droits sur mon attention par les services, que m'a rendu Monsieur Votre fils. La mere d'un officier aussi brave, & aussi uni-

universellement estimable ne peut attendre de ma part, que les temoignages d'une veritable bienveillance &c.

(d. i. Sie haben schon lange Recht auf meine Aufmerksamkeit, da mir Ihr Herr Sohn Dienste geleistet hat. Die Mutter eines so braven und so allgemein geachteten Officiers muß von mir Beweise eines aufrichtigen Wohlwollens erwarten u. s. w.)

Chasot verließ, eines gewissen Umstandes wegen, bald darauf die preußischen Dienste, ward aber, auf des Königs Empfehlung, Kommandant von Lübeck. Wenig Jahre vor des Königs Absterben, kam er, als dänischer Generallieutenant und Kommandant von Lübeck, nach Potsdam. Der König empfing ihn mit ausgezeichneter Zärtlichkeit, erinnerte sich mit ihm aller verlebten Freuden, und nahm des Grafen Söhne in seine Dienste.

Schon

Schon als Kronprinz ließ sich Friedrich mit dem berühmten Voltaire in einen Briefwechsel ein. Im Jahr 1742 kam dieser nach Berlin, kehrte aber schon im October nach Frankreich zurük. Der König gab ihm einen am 8ten Oktober 1742 zu Potsdam geschriebenen Brief an seine Schwester, die Herzogin von Braunschweig mit, aus welchem die Achtung hervorleuchtet, die er für den berühmten Schriftsteller hegte, und der hier eine Stelle verdient.

Liebste Schwester, der, welcher die Ehre haben wird, Ihnen diesen Brief zu überreichen, ist der Herr von Voltaire, dessen Ruhm so bekannt und überall so gegründet ist, daß alles, was ich Ihnen davon sagen könnte, überflüßig sein würde. Sie können glauben, daß der Verfasser der Henriade ein ehrlicher Mann ist; daß der Verfasser des Tem-

pels

pels der Freundschaft den rechten Werth derselben verstehet; daß der Verfasser des Newton gründlich ist; daß der Verfasser von zwanzig Trauerspielen ein Kenner der Menschen ist, und daß der, der von dem Mädchen (von Orleans) geschrieben, mit Zärtlichkeit Scherz, oder vielmehr die lebhaftesten und aufgewektesten sinnreichen Einfälle, welche ein aufgeräumter Kopf nur erdenken kann, verbindet. Sie werden wohl thun, meine liebe Schwester, wenn Sie sich so vortrefliche Talente, die sich da hervor thun, zu Nutze machen. Ich beneide Voltairen um das Vergnügen, das er haben wird; doch ich vergesse gern mich selbst. Leben Sie wohl, angenehme Schwester, gönnen Sie mir jederzeit einen Theil Ihrer Freundschaft, und glauben Sie, daß niemand

mit

mit mehr Hochachtung und Zärtlichkeit
sein kann

Ihr

gehorsamer Diener
und getreuer Bruder
Friedrich.

Als sich Voltaire in der Folge am königlichen Hofe aufhielt, und durch sein Genie jeden für sich einnahm, fand sich auch einmal ein Engländer ein, der ein so außerordentliches Gedächtniß hatte, daß er alles, was man ihm vorlas oder vorsagte, wenn es auch ziemlich lang war, ohne ein Wort oder einen Ausdruk davon zu verlieren, wieder hersagen konnte. Der König ließ diesen Mann zu sich kommen, setzte ihn auf die Probe, und erstaunte über sein Talent. Gleich darauf ließ Voltaire dem Könige sagen, er wolle die Ehre

haben,

haben, ihm eines seiner neuen Gedichte vorzulesen. Der König bewilligte dies, beschloß aber auch zu gleicher Zeit, sich einen Scherz mit ihm zu machen. Er ließ den Engländer hinter einen Schirm treten, und trug ihm auf, genau auf das Acht zu haben, was Voltaire ablesen würde. Voltaire kam, und las sein Gedicht mit allem Pathos ab, um den König dadurch einzunehmen; dieser blieb aber ganz kalt dabei, und sagte, nachdem Voltaire zu lesen aufgehört und ihn um seine Meinung von dem Gedichte gebeten hatte: Er habe bemerkt, daß Voltaire seit einiger Zeit sich fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgebe. So viele Dreistigkeit habe er von ihm nicht vermuthet, und er sei deshalb gar nicht recht mit ihm zufrieden. Voltaire erschrak über diesen Vorwurf, und versicherte bei Allem was heilig ist, er verdiene ihn nicht, und der König thue ihm Un-

Unrecht. Ei! sagte der König, ich will Sie gleich überführen, daß ich Recht habe; die Verse, die Sie mir jezt vorgelesen haben, gehören einem gewissen Engländer, der davon Verfasser ist. Voltaire vertheidigte sich dagegen noch eifriger, und schwur, die Arbeit, die er vorzeige, sei sein Eigenthum. Nun so kommen Sie hervor, rief der König gegen den Schirm, hinter welchem sich der Engläader verborgen hielt, und sagen Sie dem Herrn von Voltaire die Verse her, die er gemacht haben will. Mit kaltem Ernst trat der Engländer hervor, und wiederholte Voltairens Gedicht, ohne auch nur das mindeste davon auszulassen. Nun sagte der König zu Voltairen, habe ich recht? — O Himmel! rief Voltaire aus, hast du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich meine Verse zueignet! hier gehet eine Zauberei vor, die mich zur Verzweiflung bringt.

bringt. Der König lachte über diesen Auftritt, und belohnte den Engländer für das Vergnügen, das er ihm gemacht hatte.

Der König ehrte Voltairens Andenken bei vielen Gelegenheiten, ob sich dieser gleich der Gnade des Königs nicht würdig gemacht hatte. Als vor ungefähr zwölf Jahren auf dem Schloßtheater zu Berlin von den französischen Schauspielern Voltairen's Trauerspiel Zaire, auf königlichen Befehl, aufgeführt wurde, wohnte der König der Aufführung mit bei, und sagte nachher mit Entzükken: Ich wollte alle meine Siege dafür hingeben, eine Zaire, wie diese, geschrieben zu haben. Nach Voltairen's Tode stand auf des Königs Schreibtische zu Sanssouci der bekannte Kupferstich l'apotheose de Voltaire in Rahm und Glas.

Eben so viele Vorliebe als der König für französische Schriften hatte, hatte er auch für französische Galanteriearbeiten. Man will behaupten, der Graf von Rothenburg habe ihm diese beigebracht, und ihm eingebildet, deutsche Künstler könnten das nicht leisten, was die französischen eigenthümliches und unnachahmliches hätten. Der König erhielt von ihm eine angeblich in Frankreich verfertigte Dose, die ihm sehr gefiel, und die er beständig gebrauchte. Unglüklicherweise fiel sie ihm einst aus der Hand, und das Charnier zerbrach. Der König ward darüber höchst mißvergnügt, und klagte es einem seiner Vertrauten. Dieser sagte, er fände, daß die Dose wieder zu repariren sei. Der König erwiederte: Ei! man kann ja hier dergleichen nicht machen. Jener versicherte: er kenne in Berlin einen Mann, den er für fähig halte, den Schaden wieder zu ergänzen, und

er wolle alles besorgen. Als die Dose nun nach Berlin zu einem bekannten Künstler gebracht, und er befragt wurde, ob er diese Dose repariren könne: antwortete er: warum nicht? ich habe sie ja selbst gemacht, und bewies dies sogleich durch augenscheinliche Beweise. Nicht lange, so war der Schaden so gut verbessert, daß man keine Spur davon mehr entdekken konnte. Als der Vertraute dem Könige die Dose wiederbrachte, freuete er sich, und sagte: das hätte ich nicht geglaubt. Als er aber hörte, sie sei ganz in Berlin verfertigt, veränderte er die Mine, und sagte ganz kalt: so? — nun ich mache ihm ein Geschenk damit; ich kann sie nicht gebrauchen.

Es ist bekannt, daß der König die Schlacht bei Soor durch Aufopferung seiner Bagage

gewann. Als am Abend gespeist werden sollte, war nichts dazu vorhanden. Man suchte allenthalben nach Lebensmitteln umher, fand endlich zwei Bouteillen mit ungarischem Wein, und brachte sie dem Könige. Er war damit sehr zufrieden, wünschte aber auch etwas zu Essen. Es wurde jemand abgeschikt, der lange vergeblich umher lief, bis er endlich einen Soldaten von einem Regimente aus Preußen fand, der noch ein ganzes Kommißbrod übrig hatte. Er bot dem Soldaten einen Dukaten dafür; dieser schlug ihn aber mit den Worten aus: er könne den Dukaten nicht essen, das Brod sei ihm lieber. Als er aber hörte, daß der König etwas zu essen verlange, entschloß er sich endlich, einen Theil seines Brods für den Dukaten abzugeben. Damit er aber auch versichert wäre, daß es dem Könige gebracht würde, schlich er dem Käufer nach, um zu

sehen,

sehen, wo er bliebe. Der König verzehrte das Brod mit dem größten Appetit, und fragte, wo man es herbekommen hätte? Man brachte ihm den Soldaten. Der König dankte und befahl ihm, sich eine Gnade auszubitten. Jener bat um ein Schulzengericht in Preußen, und erhielt es auch, weil er den König einen Abend satt gemacht hatte.

Als der König mit seinem Heere bei Frankfurt an der Oder angelangt war, ließ er es Halt machen, und gab demselben einen Ruhetag. Er fand hier den neumärkischen würdigen Kammerpräsidenten von Rothenburg vor, der Küstrin während des Bombardements der Russen verlassen hatte, und dem Könige von dem Unglük dieser Stadt Bericht abstattete. Den Morgen darauf sezte sich

Friedrich zu Pferde, ließ eine Escorte von sechs Mann Husaren weit hinter sich reiten, und nahm den Weg auf Golzow, wo der General Graf von Dohna mit seiner Armee stand. Bei Reitwein begegnete ihm ein Färber aus Küstrin, Namens Klement, dessen Wohnung die russischen Bomben eingeäschert hatten, mit seiner Frau und seinen Kindern, von denen ein jedes sein Bündel trug. Der König, der sich in seinen Mantel eingehüllt hatte, und ihnen unkenntlich war, fragte, wo sie herkämen? die Unglüklichen erzählten ihr Schiksal. Es rührte den Monarchen, und er sagte mit Mitleid und Eifer: **Kinder, ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglük nicht geschehen, — habt nur Geduld, ich will euch alles wieder aufbauen.** In Golzow fand er den Grafen von Dohna, und fragte ihn: **nun wie geht's? stehen die Russen brav?** — O ja!

ja! antwortete der Graf, sie stehen wie die Mauern. Gut, erwiederte der König, desto besser werden sie fallen. Als er nachher die hier stehenden Truppen besah, welche sämtlich geputzt waren, und sich das Haar gepudert hatten, sagte er: Es ist wahr, diese Leute sehen recht gut aus und haben sich schön gepudert; ich bringe aber welche mit, die Pulver gerochen haben. Indessen hatte sich das Gefolge des Königs eingefunden, und der König ritt mit demselben, nämlich dem Fürsten Moriz von Anhalt, Prinz Franz von Braunschweig, Grafen von Dohna, Präsidenten von Rothenburg und andren Personen, nach Küstrin. Vor der Stadt kam ihm der alte Bürgermeister Kirchheim entgegen, der zu ihm trat und seinen Rokschoß küßte. Wer ist Er, Alter? fragte ihn der König. Kirchheim antwortete hierauf gehörig, und der

Monarch that an ihn viele Fragen über das Unglük der Stadt. Dann ging er auf den Wall, und da er davon die Stadt übersehen konnte, und bemerkte, daß beinahe kein Haus verschont geblieben war, zukte er öfters die Achseln, und sagte zu verschiedenenmalen mit Heftigkeit: Mordbrenner! Mordbrenner! Von hier begab er sich auf die Kirschbergbatterie, wo er den Kommandanten fand. Er legte ihm verschiedene Fragen vor, und da sich dieser entschuldigen wollte, sagte er: Laß er's nur gut sein; er hat nicht Schuld, sondern ich, daß ich ihn zum Kommandanten gemacht habe. Geh' er nur, ich will ihn nicht weiter sprechen. (Der König hatte bereits einen neuen Kommandanten, einen Herrn Schach von Wittenau, ernannt.) Er ließ seinen Tubus bringen, und recognoscirte die Russen. Hier stehen sie, 80000 Mann

stark, sagte er, und fragte dann den Bürgermeister Kirchheim: Ist hier keine Ebene? — Ja, antwortete Kirchheim, in der Heide ist eine, worauf ungefähr fünf Regimenter aufmarschiren können. Nein, die meine ich nicht, fuhr der König fort, — es muß noch eine hier sein. Ew. Majestät meinen vielleicht die beim Amte Quartschen? erwiederte Kirchheim. Ja! ja! sagte der König, die meine ich, — wie kann ich dahin am besten über die Oder kommen? — An keinem andern Ort, als unterhalb bei Güstebiese, antwortete Kirchheim. Der König. Weiß da niemand Bescheid? — Kirchheim. Ja, Ew. Majestät, der Oberforstmeister Sohr. Der König. Man muß ihn kommen lassen. Sohr wurde geholt, und führte nachher den König zu diesem Orte hin.

Rothenburg hatte mit dem Könige noch eine andere Unterredung zum Besten der Stadt. Der König sagte zu ihm: „er wolle die Stadt wieder herstellen; sie sei so groß nicht, und es werde dazu keine übermäßige Summe gehören. Vor der Hand würde er 100000 Rthlr. dazu anweisen.“ Rothenburg zuckte die Achseln, und erwiederte: er erkenne die königliche Gnade, allein für diese Summe werde er wenig wieder aufbauen können. Nun gut, sagte der König weiter: ich kann jezt nicht viel thun; man muß Geduld haben. Ich will indeß 200000 Rthlr. geben. Rothenburg sagte: er sehe es wohl ein, daß der König in der Lage, worin er sich befinde, nicht mehr für die Stadt thun könne. Er danke im Namen derselben für das Bewilligte, und wolle sehen, wie weit er damit kommen werde. Der König wies sogleich die 200,000 Rthlr. an,

und

und eilte dann zu seinen großen Unternehmungen fort. Die Wiederherstellung der Stadt hat nachher Millionen gekostet.

Den Tag vor dem Ueberfalle bei Hochkirchen bemerkte man auf einem Flügel der preußischen Armee, daß gegen über, bei einem Berge, die Oesterreicher Verschanzungen aufwarfen, und so dreist waren, daß sie von den Preußen keine Verhinderung zu befürchten schienen. Der preußische General, der auf diesem Flügel das Kommando hatte, schikte einen Adjutanten nach dem Hauptquartiere des Königs, um ihm dies zu rapportiren. Als der Adjutant zum Könige kam, fand er denselben mit Lesen gedrukter Sachen beschäftiget. **Was bringt er guts?** rief der König ihm entgegen. Der Adjutant erzählte das Vorgefallene, und fügte die

Fra-

Frage hinzu, ob Se. Majestät beföhlen, daß Feuer auf die Feinde gegeben werden sollte; der Artillerieoffizier von der gegenüberstehenden Batterie habe versichert, er könne sie mit dem Geschüz erreichen. Nein, nein, antwortete der König, lasse er das nur gut sein, ich will sie morgen schon kriegen. Der Adjutant beurlaubte sich. In eben dem Augenblicke, da er aus der Thür treten wollte, rief ihn der König zurük: Höre er doch! — was meint er wohl, daß mir ein Kanonenschuß kostet? — diese Frage war dem Adjutanten unerwartet; indeß da er wußte, daß der König lieber die erste die beste Antwort als gar keine hatte, so antwortete er: ein Schuß mag Ew. Maj. wohl einen Louisd'or kosten. Nun, fuhr der König fort, und wie viel Louisdo'r meint er denn, das die . . . werth sind? Der König sagte dann: Lasse er einige Schuß thun,

thun, aber nicht mehr. Dies geschahe denn auch; das Feuer hatte aber keine Wirkung.

Als der König von den Russen in seinem verschanzten Lager bei Schweidniz eingeschlossen war, ließ er alle Nacht die Zelter abbrechen, begab sich selbst auf eine Batterie, und erwartete unter freiem Himmel den Morgen. Einst saß er, in seinen Mantel eingehüllt, beim Feuer auf der Erde, und man sah sehr deutlich, daß er sehr müde sei, und etwas schlafen wolle. Ein Soldat vom Wolffersdorfschen Regiment, der dies bemerkte, sagte zum Könige: Ich will Ew. Majestät ein Kopfküssen machen. Wie willst du das anfangen? fragte der König. — Der Soldat nahm hierauf seinen Tornister ab, und legte ihn so, daß der König den Kopf darauf legen konn-

konnte. Der König konnte aber nicht schlafen, schlug die Augen wieder auf, und sprach mit dem Soldaten über Verschiedenes, über sein Vaterland, seine Dienste u. s. w. Dieser wurde dadurch beherzter, und legte dem Könige verschiedene dreiste Fragen vor, die auch mit der größten Herablassung beantwortet wurden. Unter andern entstand zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Der Soldat. Wenn Ew. Maj. nun einmal gefangen genommen würden, wie müßten Sie sich wohl auslösen, da Sie König sind?

Der König. Als General; nicht anders.

Der Soldat. Hm! das glaube ich nicht; Sie sind doch mehr als General.

Der König. Nein, nicht mehr. Bei der Armee bin ich nur General.

Der

Der Soldat (schüttelte den Kopf). Man würde doch bei Ihnen schöne Beute finden!

Der König. Wahrhaftig nicht, ich habe keinen Groschen bei mir.

Der Soldat. Das machen Ew. Majestät einem andern weiß. — Sie würden kein Geld bei sich haben!

Der König. Nein, sage ich dir, nicht einen Kreuzer. (Hiemit kehrte der König die Taschen um). Da, siehst du nun, daß ich recht habe?

Der Soldat. Das ist besonders. Aber — da haben Sie einen schönen Ring, der wird doch gewiß etwas werth sein?

Der König. Nun, — und was meinst du denn, daß er werth sei? — rathe einmal! — (der König hielt ihm den Ring zum Besehen hin.)

Der Soldat. Der Ring mag wohl seine zehntausend Thaler kosten.

Der König. Narr! ich will ihn dir für fünfhundert Thaler lassen, und ich habe doch noch Profit.

Der Soldat. Das werde ich in alle Ewigkeit nicht glauben. Das ist nicht wahr.

Der König. Gewiß. — Siehst du, ich will es dir berechnen. Diese kleine Steine hier werden ungefähr dreihundert und einige Thaler werth sein. Der mittelste große ist ein Tafelstein, der höchstens dreißig Thaler kostet, und weiter ist, ausser der geringen Fassung, nichts an dem ganzen Ringe.

Der Soldat. Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt.

Indeß war der Morgen angebrochen. Der König stand auf, und befahl einem Adjutanten, der eben mit dem Rapport gekommen war, dem Soldaten einen Friedrichsd'or

zu

zu geben. Zugleich sagte er zu diesem: da siehst du nun, daß ich kein Geld habe.

Der König war, wie bekannt, ein ausserordentlicher Liebhaber von einheimischem und fremden Obste, und ließ es in seinen Gärten mit den größten Kosten ziehen. Er ging in Sanssouci sehr oft selbst nach den Bäumen hin, zeichnete sich das reife und schönste Obst an den Stämmen aus, und ließ es entweder auf die Tafel bringen, oder machte Personen, die er schätzte, Geschenke damit. Ausserdem war er auch ein Freund von Orangerie, und hatte einen vortreflichen Vorrath davon ankaufen lassen. In einem Jahre ward das Wetter frühzeitig schön. Der König fragte seinen Gärtner: warum er die Orangerie noch nicht in die freie Luft brächte? Nein, Ew. Majestät, erwiederte dieser; ehe Pan-

kratius und Servatius nicht vorbei ist, werde ich es nicht thun. Possen, sagte der König, was gehen mich die Kerls an! bringe er die Orangerie heraus, ich befehle es ihm. Der Gärtner gehorchte; es fiel aber gleich darauf ein unvermutheter Nachtfrost ein, der den Bäumen großen Schaden that. Als der König dies sahe, sagte er zum Gärtner: sein Pankratius und Servatius haben doch Recht. Ich sehe wohl ein, daß ich künftig Respekt vor den Herren haben muß.

Eines Tages fand der König einen holländischen Kaufmann in Sanssouci. Er ging auf ihn zu, und fragte ihn, ob er es besehen wolle? — Der Kaufmann, welcher den König nicht kannte, antwortete: er wisse nicht, ob es erlaubt sei, da er gehört habe, der König

nig sei gegenwärtig. Ei! sagte der König, ich will Sie schon führen, folgen Sie mir nur. Er zeigte dem Kaufmann das Merkwürdigste seines Gartens, und fragte ihn auch über Verschiedenes um seine Meinung. Als er fertig war, zog der Kaufmann seine Börse hervor, und wollte dem Könige ein Trinkgeld geben. Behüte, sagte dieser, wir dürfen hier nichts nehmen. Wenn es der König erführe, so hätten wir Verdruß. Der Kaufmann dankte also vielfältig für alle Höflichkeit, und nahm Abschied. Gleich darauf begegnete er dem wirklichen Gärtner des Königs, und dieser fragte, was er im Garten zu thun habe? der König sei ja da. Der Holländer erzählte, was ihm begegnet war, und rühmte die Höflichkeit des Mannes sehr, der ihm Sanssouci gezeigt hätte. Und wissen Sie denn mein Herr, wer der Mann gewesen ist, der Sie herum-

geführt hat? fragte der Gärtner; — der König selbst. Man kann sich denken, in welches Erstaunen der Kaufmann gerieth.

Als der König 1767 von der Revüe in Pommern zurükkehrte, bekam er die Nachricht von dem Absterben des Prinzen Heinrichs von Preußen, den er sehr liebte und schätzte. Seine Betrübniß darüber war so groß, daß er zu Bernau still halten ließ, und abstieg, um hier eine Nacht über zu bleiben, und die ersten starken Eindrücke des Schmerzes vorübergehen zu lassen. Er trat bei dem damaligen französischen Prediger in dieser Stadt, Gualtieri, ab, unterhielt sich einige Stunden mit ihm, und freuete sich, wie er selbst sagte, hier einen Mann von Verstand gefunden zu haben. Er versprach ihm beim Abschiede, für ihn zu sorgen, und er that es

auch;

auch; denn Gualtieri ward nach Berlin gezogen, erhielt den Charakter eines Geheimenraths, und sein Adel wurde anerkannt und bestätiget. Uebrigens war der frühe und unerwartete Tod des Prinzen so empfindlich für den König, daß er Mühe hatte, sich zu fassen. Man kann dies einigermaßen aus dem Leichentexte schließen, den der König selbst zu dessen Gedächtnißpredigt wählte: **Meine Wege sind nicht eure Wege, und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken.**

Der König war kein Liebhaber von fremden oder wilden Thieren. Gleich nach dem Antritt seiner Regierung erhielt ein Kaufmann zu Berlin, Namens Demissy, von seinem Sohne, der sich zu Livorno ansässig gemacht hatte, ein Schreiben an den König, nebst einem vortreflichen Tiger. Er über-

reichte beides, und der König dankte ihm dafür in einem Handschreiben, und sagte darin: Er freue sich, daß er an seinem Sohne Freude erlebe, und für dessen Achtung sei er ihm verbunden. Er nähme zwar dessen Geschenk an; da er aber kein Liebhaber von reißenden Thieren sei, so habe er mit dem Tiger seinem Vetter, dem Markgrafen Karl, ein Geschenk gemacht.

Des Königs Schwester, die Königin von Schweden, schikte ihm einige Rennthiere, nebst Lappländern, die solche regieren musten, zum Geschenk. Da sie im Winter ankamen, so musten sie vor dem Könige auf dem hiesigen Stallplatze, mit den Thieren fahren. Der König fand Vergnügen daran, klopfte den Lappen auf die Schultern, und sagte mit vergnügter Mine vielmal hinter einander: Lappländer, Lappländer! Diese Leute konnten des hiesigen Klima's nicht gewohnt

werden,

werden, und wurden daher wieder nach ihrem Vaterlande zurükgeschikt. Die Rennthiere brachte man nach Grunewald, wo sie aber auch bald starben.

Einst sahe der König zu Potsdam am Fenster, daß sich in der Nähe des Schlosses eine Menge Menschen versammlet hatte, welche etwas angeklebtes lasen; er schikte einen Pagen herunter, der zusehen sollte, was da wäre. Der Page kam wieder und sagte dem Könige: es betreffe Se. Majestät selbst, und der Inhalt des Papiers wären Gedanken über die Kaffeeneuerungen. Geh wieder herunter, sagte der König, und laß den Zettel niedriger ankleben, damit ihn die Leute bequemer lesen können; er ist ihnen zu hoch.

Der Bildhauer Hoppenhaupt der ältere war ein vortreflicher Künstler, hatte einen ganz vorzüglichen Geschmak im Zeichnen, und in Erfindungen war er unerschöpflich. Der König bediente sich seiner besonders bei der Verzierung des neuen Palais bei Sanssouci, und unterredete sich, als er damit beschäftigt war, sehr häufig mit ihm. Eines Tages hatte er ihm befehlen lassen, aus Berlin nach Potsdam zu kommen. Als dies kaum geschehen war, ritt ein Mann aus Berlin in seinen Geschäften nach Potsdam. Vor dem Thore fiel es ihm ein, daß er sich melden und seinen Namen angeben müsse, welches er aber nicht gern thun wollte. Nachdem er eine Zeitlang hin und her gesonnen, für wen er sich ausgeben wolle, fiel ihm endlich ein: daß Hoppenhaupt öfters nach Potsdam käme. Als man ihn nun am Thore genau befragte, wer er wäre? antwortete

er: der Bildhauer Hoppenhaupt. Dies ward ohne Bedenken aufgezeichnet, und nachher auf den Rapport an den König gesezt. Da der König am Abend auf dem Rapport den Namen Hoppenhaupt fand, sagte er: Es ist wahr, der Mann ist ausserordentlich promt, man sage ihm, daß ich ihn morgen ganz früh sprechen will. Vergebens suchte man Hoppenhaupten in der ganzen Stadt, er war nicht zu finden; der Mann, der sich seines Namens bedient hatte, war längst wieder auspassirt, und der wahre Hoppenhaupt kam erst den andern Tag um neun Uhr.

Es ist bereits verschiedentlich in diesen Anekdoten gesagt worden, daß der König die einländischen Künstler eben nicht geschätzt und ihre Arbeiten gekauft habe. Die Gründe, welche ihn dazu bewogen, lassen sich

freilich

freilich auf mancherlei Art erklären; ich zweifle aber, daß wir ihnen unsern Beifall versagt haben würden, wenn sie uns der große, weise Friedrich selbst bekannt gemacht hättte.

Einst legte ihm der Obrist Quintus ein schönes Gemälde von einem Künstler vor, der in des Königs Landen gebohren war. Auf den ersten Blik wurde er für dasselbe eingenommen; da er aber hörte, es sei von einem einheimischen Meister, sagte er: Es gefällt mir nicht, man nehme es weg. Der Künstler war über diese Aufnahme seiner Arbeit so unzufrieden und mißvergnügt, daß er sein Stük, als er es wieder zurük erhielt, verbrannte. Nicht lange darnach fehlte dem Könige in einem Zimmer ein Gegenstük; er erinnerte sich des vorgezeigten Gemähldes, und sagte zu Quintus, er wolle es kaufen, um eine Lücke damit auszufüllen. Ew. Majestät

jestät können es nicht mehr haben, erwiederte dieser, und wenn sie es auch noch so theuer bezahlen wollten. Warum nicht? fragte der König. — Quintus. Weil es der Meister verbrannt hat, da es nicht so glüklich gewesen ist, Ew. Majestät zu gefallen. Der König. Das heißt Kaprize! Quintus. Ja Ew. Majestät, es ist zwar ein deutscher Künstler, allein er hat italiänischen Eigensinn.

Als der König einmal zur Revüe nach Magdeburg reiste, sahe er auf der Elbe verschiedene Schiffe. Er ließ sich erkundigen, was sie geladen hätten, und erfuhr, daß sie Rheinweine nach Berlin führen. Auf ferneres Nachforschen sagte man ihm: daß diese Weine verschiedenen Kriegesräthen zu Berlin gehörten. Der König merkte sich dies, und als in der Folge einmal sämmtliche Minister

nister bei ihm speisten, entschuldigte er sich, daß er Ihnen nichts besondres von Weinen vorsetzen könne; er riethe Ihnen aber, wenn Sie ein gutes Glas Rheinwein trinken wollten, sich an seine Kriegesräthe in Berlin zu wenden, die ihn, wie er wohl wisse, sehr gut hätten.

Der König selbst liebte den Rheinwein nicht. Er gab seinem Arzte, der ihm diesen Wein zu trinken rieth, die Ursache davon folgendermaßen an: „Sein Herr Vater habe sich einmal das Vergnügen machen wollen, zu sehen, wie er sich betragen würde, wenn er sich einen Rausch getrunken hätte, und habe ihm daher mit Rheinwein wacker zutrinken lassen. Die Wirkung davon sei ein starkes Erbrechen gewesen; und seit der Zeit

könne er den Rheinwein nicht leiden, auch nicht einmal riechen."

Salimbeni war der Lieblingssänger des Königs: aber ein besondrer Umstand ward die Veranlassung, daß er Berlin verließ. Er hatte eine Liebschaft, der zu Gefallen er sich im Sommer 1749 Erlaubniß zu einer vorgeblichen Reise erbat. Er erhielt sie, und brachte seine Urlaubszeit unweit Berlin, auf einem Landgute mit den süßesten Unterhaltungen zu. Dies ward aber bald bekannt, man sprach bei Hofe davon, und es kam auch endlich zu den Ohren des Königs, der darüber empfindlich ward. Bei der Generalprobe der Oper, welche im Karneval benannten Jahres gegeben werden sollte, sagte der König, nachdem Salimbeni seine erste Arie gesun-

gesungen: Ei pfui! Monsieur Salimbeni, — was haben Sie gemacht? — Ihre Stimme ist ganz verändert. Salimbeni sagte: er wisse nicht, wie das zugehen sollte; er glaube, noch eben so gut als ehedem gesungen zu haben, und es würde ihm leid thun, wenn er sich in dieser Meinung irren sollte. Bei seiner zweiten Arie äußerte der König, er finde sie gar nicht erträglich, und könne nicht begreifen, was mit des Sängers Stimme vorgegangen sein müsse. Dies verdroß Salimbeni, er sang nunmehr ganz nachlässig, und forderte nach dem Karneval seine Dienstentlassung. Anfänglich versagte der König sie ihm; gab sie ihm aber endlich, da er sie zum zweiten, und drittenmale verlangte, doch nicht recht gern, da es wider seine Absicht war, daß die Sache so weit gehen sollte.

Der

Der berühmte Intermezzosänger Cricchi konnte durch sein komisches Spiel den König oft zum Lachen bewegen, wenn er sich auch vorgenommen hatte, ernsthaft zu sein. Der König stellte öfters Wetten mit ihm an, daß er ihn nicht aus seinem Ernste bringen sollte; Cricchi gewann aber immer. Er starb während des siebenjährigen Krieges, und der König wünschte, nach dem Frieden, seine Stelle wieder mit einem andern zu besetzen. Es meldete sich ein Italiäner dazu, der nichts um und an sich hatte, als seine simple Kleidung. Der König wollte ihn hören; da jener nun keine Musikalien bei sich hatte, so wählte er unglüklicherweise aus den vorhandenen ihm vorgelegten Intermezzen ein Stük, welches der König von Cricchi vortreflich hatte spielen sehen. Alle die den Fremdling gehöret haben, versichern, er habe brav gesungen und gespielt. Allein der König war

mit zu großer Vorliebe für Cricchi eingenommen, als daß er dessen Talente hier hätte wieder finden können; er gab daher dem Sänger ein Geschenk, und ließ ihn reisen. Vielleicht würde dieser Mann seinen Zwek nicht verfehlt haben, wenn er ein Stük gewählt hätte, das der König nicht kannte, und wobei ihm Cricchi nicht einfallen konnte.

Friedrichs große Thätigkeit wird bis in die spätesten Zeiten bewundert werden, und es ist gewiß kein leichtes Unternehmen, jemanden nur eine mittelmäßige Schilderung davon zu machen; ja, es wird beinahe unmöglich, da man wohl schwerlich von allen Fächern, in denen er arbeitete, Kenntniß hat, und noch weniger weiß, wie groß des Königs Einsichten in jedem Fache waren. Er hat oft mit einem schnellen Blikke verworrene

worrene Entwürfe oder Vorschläge, die ihm vorgelegt wurden, übersehen, und ihnen mit einigen Federstrichen eine leichte, faßliche und zwekmäßige Wendung gegeben, oder, statt, ihrer Vorschriften ertheilt, nach denen man leichter zur Sache kommen konnte. Er liebte weder das umständliche noch ausgedehnte; dem Zwekke allein wollte er entgegen gearbeitet wissen, und er beurtheilte die Leute, mit denen er zu thun hatte, gleich nach dem Vortrage, den sie ihm von einer Sache machten. Nach diesen weisen Grundsätzen waren auch alle seine Bediente gemodelt; sie kannten seine Gewohnheiten, wußten, daß er nie davon abging, und wurden bald so thätig, wie er selbst. Der König nannte seine Kabinetsräthe oft: meine Schreiber. Verschiedene von diesen Personen haben nur mit dem Ende ihres Lebens aufgehört zu arbeiten. Röper arbeitete noch

einige Stunden vor seinem Ende, und Stelter'n rührte der Schlag, da er eben dem Könige vortragen wollte. Der König selbst war noch in den lezten Lebenstagen mit seinen Angelegenheiten beschäftiget; denn er sah sich bloß als den ersten Diener des Staats, die Krone aber als Amt und nicht als Pfründe an. Er sagte daher auch öfters: Ich nehme von meinen Landeseinkünften nicht mehr, als ich verdiene, und geniesse nur, als König, ein Gehalt. Auch war der weise Monarch mit seinen Ausgaben so ökonomisch, daß man mit Wahrheit sagen kann: er hatte verhältnißmäßig nur so viele Einkünfte, als der erste Staatsbediente seines Reichs.

Eines Tages ritt der König in Begleitung eines Generals spatzieren. Es ist wahr, sagte er zu diesem, ich kann mich der Zeit nicht erinnern,

innern, da ich mich so wohl befunden hätte, als heute; ich werde mir auch diesen Tag recht zu Nuze machen. Indem kam ein Schwarm von Bauern und andern Supplikanten mit Bittschriften. Mein Gott! sagte der König zu seinem Begleiter, ist es wohl möglich, eine Stunde Ruhe zu haben? — Laßt mich doch nur heute zufrieden, und geht mit euren Sachen zu dem Kabinetsrath.

Ein andermal wollten ein Bauer und seine Frau dem Könige eine Bittschrift überreichen. Der Monarch fragte nach ihrem Gesuche, und da sie es ihm gesagt hatten, antwortete er: ihr müßt nach der Kammer gehen, da werdet ihr Bescheid erhalten. Da sind wir schon gewesen, antworteten sie. — Nun so kann ich euch denn nicht helfen, erwiederte der König. Komm! redete der Bauer seine Frau an,

 kommst

komm! — du siehst ja, daß er mit der Kammer unter einer Decke stekt. Der König lachte herzlich über den naiven Ausdruk, und nahm die Bittschrift an.

Unter der Garde war ehedem ein Italiäner, Namens Kalabria, ein schöner Mann, der es wagen durfte, öfters zum Könige zu gehen. Eines Tages, da er ihn bei guter Laune fand, sagte er zu ihm: Ich habe Ew. Majestät, wie Ihnen bekannt ist, so lange Jahre treu gedient, und schon bei Ihrem Regimente gestanden, als Sie noch Prinz waren; Sie haben so manchem einen Orden gegeben, geben Sie mir doch auch einen. O ja! erwiederte der König, das will ich wohl thun, den sollst du gleich haben. Er sezte sich an seinen Schreibtisch, zeichnete mit der Feder einen Hasen im Lauf, sezte

die Worte darüber: Calabria princeps leporum,. (Kalabria, Fürst der Hasen) und gab ihm dies Papier zum Orden. Kalabria schäzte dieses Denkmal von der Laune des Königs sehr hoch, und trug es stets in einer goldenen Dose bei sich, zeigte es auch mit vieler Wärme.

An einem Tage klingelte der König in seinem Zimmer. Da niemand kam, öfnete er das Vorzimmer, fand aber nur seinen Leibpagen auf einem Stuhle schlafend. Er ging auf ihn zu, und wollte ihn aufwekken; aber in dem Augenblik bemerkte er in der Roktasche des Pagen ein beschriebenes Papier. Dies erregte seine Aufmerksamkeit und Neugierde, er zog es heraus, und las es. Es war ein Brief von der Mutter des Pagen, und enthielt ungefähr folgendes: „Sie danke

ihrem Sohne für die Unterstüzzung, die er ihr übersandt, und sich von seinem Gehalte erspart habe. Gott würde ihn dafür belohnen, und diesem solle er so getreu, als seinem Könige stets ergeben sein, so werde er Seegen haben, und sein irdisches Glük werde ihm gewiß nicht fehlen." Der König ging leise in sein Zimmer zurük, holte eine Rolle Dukaten, und stekte sie mit dem Briefe dem Pagen wieder in die Tasche. Bald darauf klingelte er so stark, daß der Page erwachte, und in das Zimmer kam. Du hast wohl geschlafen? fragte der König. — Der Page stammelte eine halbe Entschuldigung und eine halbe Bejahung her, fuhr in der Verwirrung mit einer Hand in die Tasche, und ergrif mit Erstaunen die Rolle Dukaten. Er zog sie hervor, ward blaß, und sahe den König mit Thränen in den Augen an, ohne ein Wort reden zu können. Was ist dir?

fragte

fragte der König. Ach Ew. Majestät erwiederte der Page, indem er vor ihm auf die Kniee fiel, man will mich unglüklich machen; ich weiß von diesem Gelde nichts. — Ei! sagte der König, wem es Gott giebt, dem giebt er's im Schlafe. Schik's nur deiner Mutter, grüße sie und versichre ihr, daß ich für dich und sie sorgen werde. Die Freude des Pagen über dieses unerwartete Glük, läßt sich nicht mit Worten schildern. *)

Da sich der König im Winter zu Berlin befand, bemerkte er, daß in der Dachstube eines Hauses, gegen dem Schlosse über, immer des Abends sehr spät und des Morgens

*) Dieser Vorfall scheint dem Herrn Professor Engel Veranlassung zu seinem vortreflichen Lustspiel, der Edelknabe, gegeben zu haben.

ganz früh Licht brannte. Er ließ sich erkundigen, wer da wohne. Man berichtete ihm, es sei ein armer Schuhflikker, der früh und spät arbeite. Er ließ diesen Mann vor sich kommen, und fragte ihn, warum er so emsig arbeite? Ich habe viel Kinder, antwortete der Schuster, und kann kaum so viel erwerben, sie zu ernähren, ob ich gleich alle meine Kräfte dazu anwende. Ich bin überdem noch für Leder schuldig, und laufe Gefahr, von dem Lederhändler gerichtlich zur Bezahlung gezwungen zu werden. Den großmüthigen König rührten die Umstände dieses armen Mannes, und er schenkte ihm einige hundert Thaler.

Als Friedrich einst auf seinen jährlichen Reisen durch eine kleine Stadt kam, fand er am Thore einen Mann, der viel Verbeugungen

gen gegen ihn machte. Wer ist er? fragte er ihn. Ich bin der Bürgermeister und Fabriken-inspektor dieser Stadt, antwortete er. Der König. So? — wie viel Fabriken giebt es denn hier? — Der Mann nannte sie alle her, und versicherte, daß sie sich sämtlich im besten Stande befänden. Das ist mir lieb, fuhr der König fort; aber wie viel Faden werden hier zum Aufzug, und wie viel zum Einschlag genommen? — Diese Frage war dem Fabrikeninspektor zu gelehrt und unvermuthet. Er erstaunte. Der König sahe seine Verwirrung und sagte: Herr er ist ein Narr, geh er nur, und bekümmere er sich besser um seine Fabriken.

In einer andern Stadt fragte er ebenfalls den Bürgermeister: wie viel Fabriken in der Stadt wären? Der Bürgermeister, der zum Unglük kein gutes Gehör hatte und

bemerkte, daß der König mit lächlender Mine die Augen auf seine wunderbar gestaltete Perüke gerichtet hatte, machte viele Verbeugungen, und sagte: Drei Ew. Majestät, eine schwarze, eine blonde und eine weiße. Eine hat der Herr Inspektor, eine der Herr Senator und eine meine Wenigkeit. Der König lachte herzlich über diese Antwort, und befahl weiter zu fahren.

Der König hatte ehedem zwei Italiäner von gleichem Namen als Officiere in seinen Diensten. Einer von ihnen behauptete von dem andren, er sei nicht wirklich von der Familie, deren Namen er sich beigelegt habe. Lezterer forderte von dem Könige seinen Abschied, erhielt ihn wider seine Erwartung, und ging nach Italien zurük. Bald nachher scherzte der König mit dem Zweyten, und

fragte

fragte ihn unter andern: ob auch er seinen Abschied haben wolle? — dieser versicherte aber, daß er daran gar nicht denke, und daß er den Vorsaz habe, Sr. Majestät Zeitlebens mit der größten Treue zu dienen. „Daran thut er sehr wohl, antwortete der König, denn sehe er einmal, wenn er nach Italien zurükkömmt, muß er ja doch nur mit Mausefallen herumlaufen."

Der Obrist Müller von der Artillerie, der dem Könige in seinen Feldzügen große Dienste geleistet hatte, bediente sich bei wichtigen Vorfällen, wo er dem Könige zu einem Unternehmen rathen oder zur Ausführung zureden wollte, des Ausdruks: „Ew. Majestät glauben mir, es wird alles gut gehen; mein Genius sagt es mir." Vor dem Anfang der Schlacht bei Roßbach hatte Müller eine wichtige

tige Rolle bekommen. Seine Batterien waren, nach des Königs Disposition, hinter Gezelten verstekt, so daß sie der Feind nicht bemerken konnte, und er versprach sich hiervon eine gute Wirkung, die auch, wie bekannt, erfolgte. Ehe die Schlacht anging, fragte der König den Obristen: **Nun was sagt sein Genius, Müller? wirds gehen?** O ja Ew. Majestät! erwiederte dieser, mein Genius verspricht mir den Sieg.

Hoffentlich wird es dem Leser nicht unangenehm seyn, hier noch einige Beispiele von der Unerschrokkenheit des großen Friedrichs bei den größten Gefahren zu finden. Bei der Belagerung von Schweidniz hatte der König auf einmal den Gedanken, sich in freiem Felde die Ader öfnen zu lassen. Er fragte sein Gefolge, ob nicht ein Feldscheer

da sei? — Man brachte einen. Der König stieg vom Pferde, zog seinen Rok aus, sezte sich auf eine Anhöhe, und die Operation ging vor sich. Schon blutete die Oefnung, als eine Bombe neben den König niederschlug, und ihn nebst dem Feldscheer ganz mit Erde besprüzte. Der Feldscheer lief so sehr er konnte davon, und ließ den König sitzen. Dieser blieb ganz ruhig, rief ihm zu, er solle doch wiederkommen und die Ader verbinden, und fügte einige von seinen bekannten Drohungen hinzu. Der Feldscheer kam endlich nach vielen ängstlichen Aeusserungen zurük. „Er hat das Herz am rechten Orte, wie ich merke," sagte ihm der König; — „binde er die Ader zu." Dies that der halbtodte Feldscheer mit zitternden Händen, der König sezte sich zu Pferde, und ritt ruhig weiter.

Bei einer andern Gelegenheit wurde dem Leibpagen, der dicht beim Könige hielt, sein Pferd unter dem Leibe erschossen. Der Page fiel mit den Rippen auf das Gefäß des Degens, und bog es ganz krumm. Mit Geberden, die seine Schmerzen ausdrükten, wollte er davon eilen, als ihm der König mit ernsthafter Stimme zurif: wo will er hin? — will er wohl den Sattel mitnehmen? Der Page muste den Sattel abschnallen, obgleich die Kugeln der Feinde während dieser Zeit um ihn, so wie um den König, her sausten.

Als der König eines Tages zu Potsdam ausritt, begegnete er den Waisenkindern unter Anführung ihrer Lehrer, die aber so unhöflich waren, weder den Hut abzuziehen, noch das geringste Zeichen der schuldigen

Ehr-

Ehrerbietung gegen den Monarchen zu äussern. Dies verdroß den König, und er ließ, sobald er auf das Schloß zurükgekommen war, den General von Retzow, der die Oberaufsicht über das Waisenhaus hatte, zu sich kommen, erzählte ihm, was vorgefallen war, und äusserte sein Mißfallen darüber sehr ernstlich. Retzow sagte: er wolle die Lehrer des Waisenhauses sogleich zusammen kommen lassen, und ihnen ihre Grobheit auf das nachdrüklichste verweisen. „Nun das ist schon gut, aber nicht genug, versezte der König; ich will, daß diese Kerls künftig, zum Gedächtniß ihrer Unhöflichkeit, ganz ausgezeichnet gekleidet werden sollen; sie sollen von nun an weiter nichts tragen, als eine schwarze Weste mit Ermeln, sechs Knöpfe in der Größe eines Hühnereyes daran, einen großen weißen herunterhängenden Kragen und einen spitzen Hut, in der Gestalt eines Kegels.“ Retzow

wagte es nicht, dem Könige Einwendungen dagegen zu machen, und ließ, sobald er nach Hause gekommmen war, die sämtlichen Lehrer vor sich rufen, verwies ihnen mit Nachdruk den begangenen Fehler, und machte ihnen zugleich den Willen des Königes in Absicht ihrer künftigen Kleidung bekannt. Alle wurden darüber sehr bestürzt, und suchten sich zu entschuldigen; besonders schoben sie die Schuld auf einen ihrer Kollegen, welcher kurzsichtig war, behaupteten, daß dieser dem Könige in die Augen gefallen sein müste, und baten, daß dies dem Könige vorgestellt werden möchte. Retzow sagte dem Könige wirklich: Se. Majestät hätten vielleicht den kurzsichtigen Präceptor gesehen, welchen aber der Fehler seines Gesichts entschuldige, und Sie möchten deshalb den übrigen Gnade widerfahren lassen. Nein! nein! erwiederte der König, den kenne ich recht wohl; das

ist

ist ein guter Kerl, der nimmt vor einem Laternenpfahle den Hut ab. Es sind nur kahle Ausflüchte die die Herren machen, und ich will, daß meine Befehle vollzogen werden. Man kann sich leicht vorstellen, in welche Verlegenheit die Waisenhauslehrer geriethen. Einige von ihnen wollten ihren Posten verlassen, andere legten sich auf's Bitten. Es wurden dem Könige nochmals triftige Vorstellungen gemacht, und er hob den Befehl wieder auf, den er ohnedies wohl nur im Scherz, und um die unhöflichen Leute wenigstens mit einiger Angst zu strafen, gegeben haben mochte.

Einmal speisete der Abt Bastiani mit dem König. Unter andern ward auch ein künstlicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser auf die Tafel gesezt; aber ungeachtet

sich der Hofkonditor viele Mühe gab, wollte er doch nicht springen. Der König sagte, als er dies bemerkte, zu dem Konditor: „Lasse er's nur sein;“ und damit ward nicht weiter an den Brunnen gedacht. Auf einmal aber sprang der Brunnen unvermuthet. Der König lächelte darüber, und sagte zum Abt Bastiani: **Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, würde man es nicht für ein Mirakel erklärt haben?** — Bastiani zukte die Achseln, und erwiederte: In Ew. Majestät Gegenwart schwerlich.

Zu einer andern Zeit speiste der König bei der Prinzessin... Der Küchenmeister derselben sezte ein durchbrochenes porcellaines Geschirr mit Speisen auf die Tafel, und hatte das Unglük, daß sich seine sehr lange Manschetten

schetten in den Rand des Geschirrs verwikkelten. Er gab sich viele Mühe, sie loszumachen; es war aber vergeblich, und er gerieth darüber in große Verwirrung. Der König fing an, herzlich zu lachen. Hierüber ward aber der ehrliche Küchenmeister, der eben kein aufgeklärter Kopf war, noch verlegener, und die Szene noch komischer; endlich aber überwand er die Bestürzung, und lachte selbst mit. Auf einmal nahm der König eine ernsthafte Mine an, und der gute Mann sahe zu spät ein, daß er gefehlt habe. Die Folge davon war, daß er mit einem Gnadengehalte seiner Dienste entlassen wurde.

Einen General, von dem der König wuste, daß er viele Schulden hatte, fragte er über Tafel unvermuthet: Mein lieber . . ., er ist wohl viel schuldig? Dieser, erfreuet

über

über diese Frage, und in der süßen Vermuthung, der König würde für ihn bezahlen, gab eine ganz beträchtliche Summe an. Auf einmal brach aber der König von diesem Gespräch ab, und sagte: O! esse er doch von diesen Melonen, ich versichre ihm, sie sind ganz vortreflich.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch erwähnen, daß der König oft selbst Gerichte bestimmte und seinen Köchen vorschrieb. Einmal ließ er auch drei von seinen Köchen zu sich kommen, und setzte eine Prämie für denjenigen aus, der das wohlschmekkendste Gericht bereiten würde. Den, der den Preis davon trug, fragte er hernach: was hast du dazu genommen? — Ew. Majestät, halb Sauerkohl und halb Borsdorfer Aepfel. — Gut, sagte der König, es hat mir geschmekt; hier sind zwölf Dukaten.

Als

Als 1776 der Großfürst von Rußland nach Berlin kam, sagte er bei der ersten Audienz zu dem Könige: „Er käme aus dreierlei Ursachen: Erstlich, um selbst als Geißel einer ewigen Freundschaft zwischen dem Russischen und dem Preussischen Hofe nach Berlin zu kommen; zweitens, eine Gemahlin zu suchen, von welcher er gleich beim ersten Anblikke sei entzükt worden, und drittens in der Person des Königs den größten Kriegshelden zu bewundern.“ Der König antwortete: „Sie kommen einen Greis zu sehen, und ich umarme Sie als den einzigen Sohn meiner besten Freundin.“ Zum Feldmarschall Romanzow sagte er: Ich finde viele Aehnlichkeit zwischen Ihnen und meinem General Winterfeld.“ — „Sire,“ antwortete der Graf von Romanzow; „Es macht mir große Ehre, einem General zu gleichen, der Ew. Majestät so brav gedient

hat.“ — Sie bedürfen, versetzte der König, keiner solchen Aehnlichkeit, da Ihre Thaten Sie unsterblich machen.

Der Leibkutscher des Großfürsten, Namens Rumaneff, hatte Majors Rang, *) und vergab seinem Charakter nichts, wie folgende Anekdote beweiset. Den Tag vorher, ehe der Hof von Berlin nach Potsdam ging, um hier den Aufenthalt des Königs zu bewundern, befahl der Monarch seinem Kämmerierer Anderson: er sollte mit dem Leibkutscher des Großfürsten in einem Wagen nach Potsdam fahren, und ihn aufs Beste bewirthen. Anderson ging zu dem Kutscher, lud ihn zu der Reise aufs freundschaftlichste ein, und schilderte ihm auch das künftige Vergnügen in Potsdam sehr groß. Gut, sagte

*) In Rußland hat jeder Hof-, ja auch jeder Civilbediente, militärischen Rang. So ist z. B. der Minister, Feldmarschall.

sagte der Leibkutscher, ich werde mich bereit halten; aber, mein Herr, wer sind Sie? — Ich bin des Königs Kammerdiener. — Kammerdiener? — Nein, mein Herr, mit einem Kammerdiener kann ich nicht fahren! Mich muß ein Kapitain begleiten. Anderson sagte diese Antwort dem Könige wieder, der recht herzlich darüber lachte, und ganz gelassen sagte: **Wir wollen ihn nur in Berlin lassen. Meine Kapitains haben mehr zu thun** Rumaneff blieb auch wirklich in Berlin, und hat Potsdam nicht gesehen.

Im siebenjährigen Kriege war der König, als er sich gerade auf einem Vorposten befand, äusserst ermüdet, und er gab zu verstehen, er wünsche etwas zu schlafen. Die Soldaten, welche die Feldwacht hatten, machten ihm von Stroh ein Lager zurecht, wik-

kelten ihn in seinen Mantel, und er schlief so sanft darauf, als läge er in den weichsten Betten. Indeß ward die Feldwacht abgelöst. Einer von den neu angekommenen Soldaten sahe den König schlafen, und glaubte, es wäre bloß ein Officier. Da er ebenfalls große Neigung zum Schlafe spürte, und kein bequemes Lager hatte, so zog er von dem Strohe, auf welchem der König ruhete, einen Wisch nach dem andern hervor, um sich davon eines zu bereiten. Er that dies endlich so dreist und unsanft, daß der König darüber erwachte, und zu dem Soldaten sagte: **Nun wahrhaftig, du wirst mir noch alles Stroh wegnehmen.** Dies hörten die Uebrigen, und verwiesen ihrem Kammeraden seine Unvorsichtigkeit und Kühnheit. Dieser erkannte nun den König, und stekte ihm, um den Fehler gut zu machen, hastig das Stroh wieder unter den Leib.

Der

Der König sagte aber: Laß es nur gut sein, und behalte was du hast.

Ein andermal marschirte der König mit seinen Truppen bei Nacht, und hatte strenge befehlen lassen, daß niemand Tabak rauchen sollte. Ja, man ließ, um es ganz zu verhüten, den Burschen die Feuerzeuge wegnehmen. Während des Marsches hielt der König in einer Niederung still, und ließ einen Bauer mit einer Laterne neben sich stehen. Ein Bursche sahe das Licht, und da sein Appetit Tabak zu rauchen unüberwindlich war, stopfte er eine Pfeife, ging auf den Bauer zu, und forderte Feuer. In diesem Augenblik sahe er den König, erschrak, und wollte eilend fortlaufen. Dieser aber rief ihm zu: Nun so stek nur an! nimm dir nur Feuer, wenn du das Rauchen denn nicht lassen kannst.

Der König wuste sich auch gegen die Generale, welche wider ihn fochten, auf eine so gnädige Art zu betragen, daß er sie für sich völlig einnahm. Im Jahr 1757 fiel den preußischen Husaren die Estafette in die Hände, welche dem berühmten österreichischen Feldherrn Laudon, das Generalfeldwachtmeister-Patent überbringen sollte. Der König schikte es ihm durch einen Trompeter, und ließ ihm zu seiner Erhebung Glük wünschen. Im Jahr 1770 schenkte er ihm, da er bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser zugegen war, ein kostbares Reitpferd mit Sattel und Zeug, und begleitete es mit einem verbindlichen Schreiben.

Im Jahr 1766 schikte er dem Fürsten von Lichtenstein ein ganzes Service von Berliner Porzellain, mit einem sehr gnädigen Handschreiben, worin sich besonders fol-

gen-

gender Ausdruk auszeichnet: „Obgleich dieses Geschenk zerbrechlich ist; so wird doch die Hochachtung, welche ich gegen einen so würdigen Feldmarschall hege, desto dauerhafter und beständiger bleiben.

Der Generallieutenant Freiherr von Riedesel hatte vorher in hannöverischen und kaiserlichen Diensten gestanden, und der König hatte ihn im Feldzuge am Rhein kennen lernen, und seine Tapferkeit persönlich bemerkt. Er nahm nachher den Abschied, und trug seine Dienste dem Könige an. Dieser schrieb ihm mit eigener Hand: je me souviens fort bien de vous, mon Général, comme du seul Colonel dont le Regiment étoit en ordre à la Campagne de Rhin.

Der

Der König erfuhr, daß ein Korporal von seinem Leibregimente, ein junger, schöner und sonst braver Mann, aus Hange groß zu thun, eine Uhrkette trüge, woran nur eine Bleikugel hinge. Er wollte dies selbst sehen, und gleich ward etwas verabredet, wodurch der Korporal dem Könige aufstoßen muste. A propos Korporal! rief ihm der König zu, Ihr müßt doch ein braver Kerl sein, daß ihr euch von eurem Solde eine Uhr erspart habt? — Korporal: brav schmeichle ich mir zwar zu sein, aber die Uhr hat nicht viel zu bedeuten. Der König: (die goldene mit Brillanten besetzte Uhr herausziehend) Meine Uhr zeigt fünf; wie viel die eurige? Korporal: (bebend seine Bleikugel am Uhrbande herausziehend) Ihro Majestät! die meinige zeigt mir weder fünf noch sechs, aber doch zeigt sie mir klar den Tod, den ich für Ew. Majestät einst sterben werde. Der König.

nig. Damit ihr auch täglich eine von den Stunden sehen möget, in der ihr für mich sterben werdet, so nehmt diese Uhr.

Selbst bei den entferntesten Nationen, in den andern Welttheilen, war Friedrich gekannt und geehrt. Im Jahre 1762 langte ein Prinz der Chirokesen, Namens Outacite, der sich einen Fürsten von Ounawtowkaw nannte, als Abgeordneter seiner Nation, zu London an. Er war höchst wunderbar gekleidet, und hatte unter andern Zierrathen und Geschmeide, womit er behangen war, an einer silbernen Kette auch eine Medaille mit dem Brustbilde des Königs von Preussen, welches er oft zum Munde führte und küßte. Zugleich versicherte er, dieser Monarch stehe bei den Indianern in Amerika in so großer Hochachtung, daß sie ihn meistens als einen Gott

Gott betrachteten, und in allen ihren feierlichen Festen dessen Bild mit vielen Küssen beehrten.

Der König glaubte Kenntnisse von der Heilkunde zu besitzen, und theilte daher in Krankheiten gern seinen Rath mit; verschrieb auch Recepte, deren Befolgung aber den Patienten wohl nicht immer zuträglich gewesen sein möchte. Man muthmaßt, der König habe verschiedenes von dem, was er verschrieb, aus französischen Büchern, und besonders aus dem bekannten Dictionnaire de la Santé genommen, worin Pferdekuren für Menschen stehen. Er prüfte die Aerzte, welchen er sich in seinen Krankheiten anvertrauen wollte, imgleichen die Regimentswundärzte, selbst, und legte ihnen Fragen über die Behandlung verschiedener Krankheiten, besonders

sonders der Fieber, von Die Rhabarber hielt der König für ein gutes medicinisches Mittel, und empfahl sie oft. Im siebenjährigen Kriege begegnete ihm in Sachsen eine Menge Wagen mit Kranken. Er hörte, auf sein Befragen, daß sie mit dem Durchfalle behaftet wären. „Was giebt euch denn der Feldscheer dafür?“ fragte er die Kranken weiter. — O! erwiederte einer von ihnen, ein Märker, he geft uns sonne geele Pulver, da wert et ümmer ärger darna. *) — „Nein, nein,“ fuhr der König fort, „das ist schon recht. Es wird Rhabarber sein.“ — Ja! schrieen alle. „Das ist sehr gut,“ sagte darauf der König, „dabei bleibt nur, so werdet ihr besser werden.“

*) Er giebt uns solche gelbe Pulver. Darnach wird es immer ärger.

In seinen Feldzügen bekümmerte sich der König sehr oft umständlich und angelegentlich um die Gesundheit der Soldaten, um die Verpflegung der Kranken in den Lazarethen und um andere dahin gehörige Dinge. Zum Beweise will ich nur folgende Stelle aus des königlichen Fußarztes Laforest „Unterrichte von der Wartung der Füße", S. 10. anführen. „Einer der grösten Monarchen, der jetzige König von Preussen, hat durch tägliche Erfahrung von den mancherlei üblen Zufällen überzeugt, welche nach langen und ermüdenden Märschen entstehen können, in seinen letzten Kriegen eine Verordung gegeben, welche auch bei andren Armeen befolgt zu werden verdiente. Sie besteht darin, daß den Feldscheeren befohlen wird, bei und nach langen Märschen die Füße der Soldaten von Zeit zu Zeit zu besichtigen, weil die geringste Erhitzung in diesem Falle die Kräfte der Sol-

daten

baten schwächen, und sie im Dienst hindern kann. Diese weise Vorsicht des Monarchen ist ein Muster der Aufmerksamkeit, die jeder Feldherr für seine Soldaten und auch sonst jedermann für sein eigenes Bestes haben sollte."

Die Unterschrift des Königs war sehr auszeichnend. Im Teutschen bestand sie aus einem flüchtigen Zug der zusammenhängenden Buchstaben F, d, und ch, welcher in den ersten Regierungsjahren ziemlich groß war, und gemeiniglich den ganzen leeren Raum der Kabinetsschreiben und Befehle ausfüllte. Aber in den letzten Lebens- und Regierungsjahren ward dieser Namenszug immer kleiner, und da er mit zittender Hand gezogen war, gekrikkelt und undeutlich. Im Französi-

schen schrieb der König seinen Namen, Féderic, völlig und sehr deutlich aus. Bis im Junius 1737 unterschrieb er sich Fréderic; von dieser Zeit an bediente er sich aber der eigenen Freiheit, worüber man keine hinlängliche Auskunft geben kann, seinen Namen Féderic zu schreiben, und diese Gewohnheit behielt er bis an seinen Tod bei. Ohne Ursache ist indeß diese Aenderung nicht vorgenommen worden, und in den freundschaftlichen Briefen, welche der König als Kronprinz mit dem Geheimenrath von Suhm gewechselt (französische Ausgabe, 2r Theil, S. 243.), wird von dem Herausgeber derselben muthmaßlich angeführet, daß er, da er zu dieser Zeit sich mit italiänischen Gelehrten im Briefwechsel eingelassen, vielleicht Geschmak an dem italiänischen Féderico gefunden, und daher diese Aenderung gemacht habe.

Als der König im Jahre 1775 krank war, wurden die Kabinetsordres mit einem Siegel versehen, mit der Beischrift: Par ordre exprès du Roi, le présent ordre a eté muni, à la place de la signature de Sa Majesté & en Sa présence, de Son cachet particulier, ci joint à coté. Bei einer deutschen Kabinetsordre stand: Auf seiner Majestät allergnädigsten Specialbefehl, ist gegenwärtige Ordre, anstatt Dero höchsteigenhändigen Unterschrift, wegen Dero Chirograischen Zufalls an der rechten Hand, mit dem Kammerpetschaft in Dero Gegenwart bedrukt worden.

Es ist nicht lange her, daß der König seinen Kanzleien befahl, statt des bisher gewöhnlichen: König in Preussen, König von Preussen zu schreiben. Da er einst bemerkte, daß in allen Patenten, Privile-

gien und Bestallungen die ganze lange Titulatur angebracht wurde, strich er sie durch, und erklärte diese Weitläuftigkeit für Possen. Die deshalb ergangene Kabinetsordre lautet folgendergestalt: „Da Seine Königl. Majestät von Preussen, Unser allergnädigster „Herr, es für sehr überflüssig finden, wenn „in den Bestallungen für Dero Bediente, wie „auch in den Pachtkontrakten und bei andern „dergleichen Ausfertigungen, die ganze Titu„latur vorgesetzt wird, und daher zu resolvi„ren geruhet haben, daß das von nun an „nicht weiter geschehen, sondern nur kurz, „und simpel weg, gesetzt werden soll: Wir „Friedrich von Gottes Gnaden König von „Preussen ꝛc. ꝛc. Mehr nicht, und alle die „andern Historien weggelassen werden sol„len; so befehlen Höchstdieselben Dero Gene„raldirektorium hiedurch in Gnaden, sich hier„nach zu achten, als auch an die sämmtliche

„Kam-

„Kammern, und wohin es sonsten noch er„forderlich, das Nöthige hierunter zu verfü„gen, damit solches durchgehends beobachtet „wird.“ Potsdam, den 21. Oktobr. 1779.

Friedrich.

Oft pflegte der König am Rande der an ihn übergebenen Vorstellungen oder Berichte lakonische Anmerkungen zu machen, die es verdienten, gesammlet und aufbehalten zu werden, weil viele davon den durchdringenden Geist des Monarchen, seine Gesinnungen und große Einsichten verrathen. Zuweilen pflegte er sich auch lateinischer Sentenzen und Wörter zu bedienen, z. E. verschiedenemale bei Geldforderungen: *non habeo pecuniam*; oder zu andrer Zeit: ich habe keinen Groschen übrig; oder: ich bin jezt arm wie Hiob.

 Latei-

Lateinische Namen konnte der König nicht leiden, und er gab öfters sein Mißfallen über diese Pedanterie zu erkennen. Noch in seinen letzten Lebensjahren befahl er seinem neuangenommenen Hofstaatssekretair, der sonst Suasius hieß: er sollte sich Schwarz nennen. Namen, die schwer auszusprechen waren, oder übel klangen, veränderte er. Einst fragte er in Pommern, bei der Specialrevüe über die dortigen Truppen, einen Officier, wie er hieße? Jutrzenka *), antwortete dieser. Nein, erwiederte der König, er heißt eigentlich Morgenstern; und der Officier muste wirklich von der Zeit an diesen Namen führen. Die preußische Familie von Pockrzwinicky **), aus der verschiedene Personen als Offiziere in königlichen

*) Dies pohlnische Wort heißt Morgenstern.

**) Zu Deutsch: Bock.

lichen Diensten standen, führt jezt, auf seinen Befehl, den Namen von Bock.

Ein gewisser Graf bat den König um Erlaubniß, eine Reise nach London machen zu dürfen, um sich daselbst von seinem Schmerz über den Verlust seines einzigen Sohnes, eines hoffnungsvollen jungen Offiziers zu erholen. Der König bezeugte ihm in gnädigen Ausdrükken sein Beileid, versicherte ihm aber: die Luft sei in Berlin heller und gesünder, als in London, und er werde daher seinen Endzweck eher und besser in Berlin, als dort, erreichen. Vermuthlich war es dem Monarchen wohl bekannt, daß dieser Graf in seinen jüngeren Jahren schon vieles Geld in Frankreich verschwendet hatte.

Ein Grenadier von dem ersten Bataillon Garde zu Potsdam, Namens Herzog, stand einst im königlichen Garten Schildwache. Sein Mädchen besuchte ihn auf dem Posten; er schäkerte mit ihr — als auf einmal das Mädchen mit einem ängstlichen Schrei davon lief. Herzog stutzte, sah sich um — und erschrak viel ärger als seine Liebste! — denn gerade war der König noch sechs Schritte hinter ihm. In der Angst schulterte er geschwind sein Gewehr, machte Front, und präsentirte. — „Kerl! was hast du gethan? weißt du mein Verbot nicht?" Ach! erwiederte der erschrokkene Herzog, Ew. Majestät, sagen Sie's nur meinem Hauptmann nicht. Er ist gar zu böse; er läßt mich wahrhaftig todt fuchteln. — Ueber diesen naiven Einfall lachte der König, und gab dem Soldaten alle Löhnungstage 8 Groschen Zulage aus seiner Chatoulle.

Des Königs von Preussen Unterredung mit dem Geheimenrath und Prof. Daries.

Es ist bekannt, daß der König diesen gründlichen Philosophen, den er aus seinen Schriften kennen gelernt hatte, im Jahr 1764 selbst von Jena nach Frankfurt berief.

Einige Jahre darauf hatte Daries die Ehre, da der König durch Frankfurt reiste, zu ihm gerufen zu werden. In ihrer Unterredung kam unter andern auch folgendes vor:

Der König. Ist er auch mit dem Descartes bekannt?

Daries. Einen solchen Mann kenne ich nicht.

Der König. Wie? den großen Descrates nicht? —

(Der König sprach den Namen Descartes sehr kurz aus, und der Herr Geheimerath konnte ihn also nicht verstehen.)

Daries.

Daries (nachdenkend). Ew. Majestät mögen vielleicht den Cartesius meinen? Wie wollte ich den nicht kennen! Da wär' ich ein schlechter Professor. Dieses Philosophen Schriften sind mir wohl bekannt, und ich gebrauche sie bei meinen Vorlesungen.

Der König. Das ist gut. Lockes Schriften hat er doch auch wohl gelesen? Was dünkt ihm von seiner Meinung: daß die Pflanzen auch eine Art von Empfindung haben?

Daries. Diese Sache ist schwer auszumachen. Sie müste sehr dunkel sein. — Locke verdient meine Hochachtung. Er war ein tiefdenkender Mann.

Mit dem bekannten französischen Geschichtschreiber Rollin hat der König bereits als Kronprinz einen Briefwechsel unterhalten. Dieser pflegte dessen Briefe den Fremden,

die zu ihm kamen, mit vieler Lebhaftigkeit vorzuzeigen. Unter andern hatte er den König beim Antritt der Regierung einen Glükswunsch übersandt, der für einen angehenden jungen Regenten viel gute und christliche Lehren enthielt. Hierauf erhielt er eine ganz kurze Antwort, die ungefähr so anfing: Mr. Rollin, je trouve dans votre lettre les conseils d'un sage, la tendresse d'une nourice, & l'empressement d'un ami &c. und bald darauf hieß es: Vos avis, mon cher & venerable Rollin, me sont beaucoup plus utiles, que les compliments faux & souvent insipides de flatteurs. Den Schluß davon machte das lateinische Wort: Vale. Eine Abschrift von diesem Briefe wollte Rollin nie bewilligen.

Ein alter Greis hatte, als der König noch Kronprinz war, unter dessen Regiment, und

zwar bei der Leibkompagnie als Feldwebel, gedienet, aber schon seit vierzig Jahren seinen Abschied und eine Versorgung erhalten. Er war als Kontrolleur bei der königlichen Accise anges'tzt worden, aber auch da konnte man ihn am Ende Alters halber nicht mehr brauchen. Man besetzte seine Stelle mit einem andern, und ließ ihm sein Gehalt; in der Folge aber zog man ihm immer mehr und mehr davon ab. Er that die dringendsten Vorstellungen dagegen, aber seine Vorstellungen halfen nichts. Da er nun bei immer zunehmender Schwachheit Pflege und Erquikkung vorzüglich nöthig hatte, indem er kaum mehr gehen konnte, und es doch nich möglich war, auch nur kümmerlich von dem zu leben, was man ihm noch übrig gelassen hatte: entschloß er sich endlich, sich an den König selbst zu wenden. Dies geschah auch; er erzählte in der Zuschrift, die er sich aufsetzen

setzen ließ, kurz, wer er sey, und wie es ihm bisher ergangen, und bat demüthigst, daß Se. Majestät, da er schon so schwach sei, daß er nicht mehr ausgehen könne, und also gewiß nicht lange mehr leben würde, ihm doch noch die letzte Gnade erweisen, und ihm sein ganzes voriges Gehalt wieder geben möchten. Der König ward durch die Vorstellung des Mannes so gerührt, daß er in einer Kabinetsordre sogleich den Befehl gab, ihm das ganze vorige Gehalt, und jährlich noch hundert Thaler darüber, bis an sein Ende, auszuzahlen. In dem Kabinetsschreiben, worin dem alten Mann dies bekannt gemacht wurde, hatte der König mit eigener Hand beigeschrieben: Lebt er alter Mann noch? Ich erinnere mich seiner noch sehr wohl; er soll noch 100 Rthlr. darüber haben, und man soll ihm das Geld auf die Stube bringen.

Ein verstorbener General stand vormals als Hauptmann bei dem ersten Bataillon

Leib=

Leibgarde. Weil er kurzsichtig war, so versahe er bisweilen, daß er seine Kompagnie mit den übrigen nicht immer in grader Front stellte. Der König bemerkte diesen Fehler oft, und tadelte ihn deshalb, ja bisweilen brachte die Art, wie der König seinen Unwillen äusserte, den Hauptmann so sehr aus der Fassung, daß er er es wohl wieder aufs neue da versahe, wo er's sonst gewiß nicht würde versehen haben. Darüber bekam der König eine üble Meinung von ihm, und war selten mit ihm zufrieden. Indessen ein glüklicher Zufall setzte den Hauptmann wieder in Gunst, und löschte alle nachtheilige Eindrükke in der Seele des Königs auf einmal aus. Es traf sich nehmlich, daß der Letztere einmal mit einem Generale von einer Affaire im siebenjährigen Kriege sprach, und sich nicht mehr recht erinnern konnte, was er ehemals für ein Manöver gemacht, und wie die Stellung beyder Heere eigentlich gewesen sey. Der General sagte hierauf, Ew. Majestät würden sich dessen leichter erinnern,

innern, wenn Sie sich den Plan davon von dem Hauptmann *** holen ließen, der ihn gewiß haben wird, da er sie von den damaligen Vorfällen so ziemlich alle hat. Wie *** Plane! antwortete der König lächelnd. Der General versicherte hierauf, daß es beständig die Gewohnheit des Hauptmanns gewesen sey, nach jedem erheblichen Vorfalle, wobei er gegenwärtig gewesen, sogleich den Plan zu entwerfen, und ihn hernach bey Gelegenheit ganz auszuzeichnen. Der König fuhr fort zu lächeln, schickte indessen doch hin, ließ nach dem gedachten Plan fragen, und erhielt ihn unverzüglich. Dieser Vorfall änderte auf einmal die Meinung des Königs von diesem Officier. Er fing an ihn zu distinguiren, ließ ihn hernach schnell zum Major, zum Obristlieutenant, zum Obersten und zum General avanciren, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen.

Bei den vielen beschwerlichen Märschen im siebenjährigen Kriege, oft im Winter und

in der rauhesten Jahreszeit, that der König alles was er konnte, um die gemeinen Soldaten aufzumuntern, und bei guter Laune zu erhalten. Er ritt deshalb mitten unter ihnen Schritt für Schritt, und unterhielt sich mit denen die er kannte. Nach einem solchen äußerst beschwerlichen Marsche, brach das Heer einstmals des andern Tages, bey einem beständigen Regen und Schneegestöber, schon sehr früh wieder auf. Er mochte wohl an den Mienen und an der herrschenden Stille merken, daß man ihm heute eben nicht mit Vergnügen folgte. Indessen ritte er, ohne etwas zu sagen, Schritt für Schritt seinen Weg fort. Auf einmal kehrte er sich aber um, und rief den Soldaten zu:

Nun marsch marsch, Kinder! wenn wir * wären, so könnten wir freilich im Schlafrok hinter dem warmen Ofen sitzen, aber wir sind Soldaten, und also marsch!**

Kabi-

Kabinetsordern.

Königl. Kabinetsschreiben an den Königl. Bibliothekarius zu Berlin, den Rath Neuburg, als der König mit seinen bekannten Denkwürdigkeiten zur Brandenburgischen Geschichte beschäftigt war, und von demselben die reinsten Quellen aus der Bibliothek zu diesem Behufe verlangte.

Seine Königliche Majestät von Preussen, unser allergnädigster Herr, befehlen dem Bibliothekario Dero Bibliothek zu Berlin, dem Rath Neuburg, hiedurch allergnädigst, aus gedachter Königl. Bibliothek die besten alten Chroniken oder Historienschreiber von der Churmark, aus welchen die Historie der-

selben, wenigstens vom Churfürsten Friederich dem I. her, zu ersehen, aufzusuchen, und solche auf einige Zeit an Seine Königl. Majestät immediate anhero zu senden. Es müssen aber dieses keine Fabeln oder absurde Chroniken seyn, sondern solche, welche den Zustand der Churmark von solchen Zeiten her am besten zeigen. Wonach gedachter Rath Neuburg sich allerunterthänigst zu achten, und dieser Ordre auf das fordersamste ein schuldiges Genüge zu leistn hat. Potsdam, den 8ten April 1747.

An den Königl. Bibliothekarius zu Berlin, den Rath Neuburg. Friedrich.

Im Jahr 1750 hatte das Oberappellationsgericht fünfhundert und sechzig Prozesse geschlich-

schlichtet; der König bezeugte darüber in folgendem Kabinetsschreiben seine Zufriedenheit:

Mein lieber Großkanzler und geheimer Etatsminister, Freyherr von Cocceji! Es hat mir eine wahre Freude gemacht, aus eurem, unterm 1sten dieses Monats an mich erstatteten Bericht zu ersehen, daß durch die mit dem hiesigen Tribunal anderweitig gemachte Einrichtung, und den bei solchem eingeführten Justizplan der gute Succeß erhalten worden, daß bey solchem Collegio gar keine Processe, auch selbst von dem letztverwichenen Jahre mehr übrig sind, sondern solche insgesamt auf eine rechtliche und solide Art abgethan worden. Ich erinnere mich der Erkenntlichkeit, welche ich Euch deshalben schuldig bin; den sämmtlichen Membris erwähnten Tribunals aber sollt Ihr meine vollkommene Zufriedenheit über ihren bezeigten Fleiß und

Geschicklichkeit durch ein convenables Compliment von mir zu erkennen geben, auch sie meiner Gnade und Protection versichern. Ich bin Euer wohl affectionirter König. Berlin, den 3ten Januar 1750.

Friedrich.

An den Grafen von Lippe-Bükkeburg, bei Uebersendung des schwarzen Adlerordens.

Mein Herr Graf!

Bey meinem angenehmen Aufenthalte bei Ihnen, als ich nach Minden reisete, habe ich mich erinnert, daß Ihr Herr Vater in seinem Leben meinen schwarzen Adlerorden getragen. In Ansehung dessen nun und in Betrachtung Ihrer Ergebenheit, die Sie und Ihre Nachbarschaft auf eine so ausnehmende Weise gegen mich blikken lassen, habe ich an meinen Regierungs-

Präsi-

Präsidenten zu Minden, den Herrn von Massow, Ordre gegeben, von meinetwegen Ihnen gedachten Orden einzuhändigen, in der Hofnung, daß Sie solchen als ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit und vollkommenen Hochachtung, die ich gegen Sie trage, annehmen werden: und mein Wunsch wird gänzlich erfüllet werden, wofern Sie diesen Orden mit eben so viel Vergnügen annehmen, als ich empfinde, da ich Ihnen solchen anbieten, und Sie zugleich versichern kann, daß ich unveränderlich bin

Mein Herr Graf!

Ihr sehr geneigter

Potsdam, den 11ten August 1751.

Friedrich.

Kabinetsschreiben an das Justizdepartement, welche des Königs Gesinnung wegen

der anzuwendenden Tortur in Kriminalfällen, anzeigen.

1.

Mein lieber Geheimer Etatsminister von Bißmark. Auf Euren Bericht vom 19ten dieses, den in großem Verdacht wegen begangenen Mordes und Beraubung auf öffentlicher Landstraße stehenden Schäfer, Gört Heinrich Schmidt betreffend, gebe ich Euch hierdurch zur Resolution, daß, weil ich in dergleichen Kriminalfällen die Tortur allemal als ein theils grausames, theils aber ungewisses Mittel ansehe, die Wahrheit der Sache herauszubringen, ich also das Erkenntniß des Berlinischen Criminalsenats confirmiret, und solches durch Vollziehung der hierbei zurükkommenden Expeditionen approbiret habe. Wobei ich Euch denn zu Eurer und der Criminal-Collegiorum Direction hierdurch nochmalen declarire,

clarire, daß wenn in dergleichen Kriminalfällen, wo es auf die öffentliche Sicherheit ankommt, die Delinquenten durch klare indicia oder auch Zeugen und andere ganz deutlich sprechende Umstände, schuldig befunden werden, daß nichts an Richtigkeit des Facti als nur allein die eigene Confession des Delinquenten fehlet, welche sonsten von letzterem durch die in den Gesetzen geordnete Tortur, herauszubringen ist, sodann auf solchen Fall die gesetzmäßige Todesstrafe sonder Bedenken von den Kriminalcollegiis erkannt werden kann, ohne daß selbige nöthig haben, das eigene Bekenntniß eines schon ganz überführten Delinquenten zu erforden und abzuwarten. Ich bin Euer wohlaffectionirter König. Potsdam, den 27. Junii 1754.

Friedrich.

An den Etatsminister
von Bißmark.

Mein

2.

Mein lieber Großkanzler Freyherr von Cocceji. Da ich ersehen habe, was Ihr bey Gelegenheit der in Schlesien entdeckten großen Räuberbande, und der von der Breslauischen Oberamtsregierung deshalb zu dirigirenden Inquisition melden und anfragen wollen; So ertheile ich Euch darauf zur Resolution ꝛc. Was aber den zweiten Punct wegen der Inquisition anlanget,

daß diejenigen, welche einen rechtlichen Verdacht gegen sich haben und dennoch die That läugnen, durch die Tortur zum Bekenntniß gebracht werden sollen;

So ist Euch darauf in Antwort, daß nachdem ich das grausame, und zugleich zu Herausbringung der Wahrheit sehr ungewisse Mittel der Tortur, in dergleichen Fällen gänzlich abgeschafft habe, es also

so auch dabei sein Bewenden haben muß. Dahergegen aber wiederhole ich hierdurch nochmalen, was ich vorhin schon verschiedentlich an den Etatsminister von Bißmark solcherhalb declariret habe, daß nemlich, wenn gegen dergleichen Inquisiten sich so viele Umstände hervor thun, daß dieselben dadurch ihres Verbrechens völlig überzeuget werden, und daß alsdann nichts weiter, als ihr eigenes Geständniß fehlet, welches aber dieselben hartnäkkig zurükhalten, sodann auf deren eigne Confession bey Abfassung der Sentenz nicht reflectiret, sondern solche dermaßen erkannt werden soll, als ob deren Geständniß wirklich vorhanden sey.

Sollten aber die Umstände den Inquisiten nicht ganz völlig compliciren, und dennoch der größeste Verdacht gegen solchen vorhanden seyn, daß der Inquisit das Verbrechen

brechen wirklich begangen habe: auch die Umstände solches zum höchsten wahrscheinlich machen, alsdann muß dergleichen Inquisiten, wenn schon er sich zu keinem Bekenntniß bequemen will, der Vestungsarrest oder die Vestungsarbeit auf Zeit seines Lebens und dabei in Eisen geschmiedet zu werden, zuerkannt werden. Wornach Ihr denn in solchen Fällen, wo es auf die publike Sicherheit ankommt, erkennen zu lassen, auch die Regierungen deshalb zu instruiren habt. Ich bin Euer wohlaffectionirter König.

Potsdam, den 4ten August 1754. Friedrich.

An den Großcanzler Freiherrn von Cocceji.

Nach dem Absterben des Etatsministers von Massow den 20 Septemb. 1775, sandte der

der König seiner hinterlassenen Witwe folgendes gnädige Kondolenzschreiben zu.

Besonders Liebe. Die Nachricht von dem Absterben meines treuen und redlichen Staatsministers von Massow, eures Ehegenossen, hat mich auf das lebhafteste gerühret. Die ihm zugestoßene Krankheit war mir ganz unbekannt geblieben, und desto unerwarteter ist es mir gewesen, daß ihn solche in so kurzer Zeit mir und dem Vaterlande entrissen hat. Ich bedaure diesen wichtigen Verlust um so mehr, als ich seine Verdienste kannte, und seine Geschicklichkeit sowohl, als sein Patriotismus werden mir sein Andenken auf immer schätzbar und unvergeßlich machen. Ich nehme aber auch insbesondere an eurem gerechten Schmerz aufrichtigen Antheil, und wünsche euch alle nöthige Aufrichtung und Trost. Viel-

leicht trägt dazu mein gegenwärtiges Schreiben etwas bey, welches Euch ein immerwährendes Denkmal seyn wird, daß ich seine Verdienste erkannt, und mich daher auch gegen seine hinterlassene Wittwe und Kinder jederzeit bezeigen werde, als ihren gnädigen König.

Potsdam, den 21. Septemb. 1755.

Friedrich.

Schreiben des Königs an den Fürstl. Hessen-Darmstädtischen Obristen von der Garde und Ober-Jägermeistr, Freiherrn von Riedesel, womit die von dem Könige zu dem Grabmahle der seel. Landgräfinn Karoline zu Hessen-Darmstadt bestimmte Urne übersandt wurde.

Mr. le Colonel Baron de Riedesel! Le sujet de la présente rapelle à ma mémoire

en

un evénement bien trifte. C'eft la perte, que nous avons faite, il y a quelques années, de Madame la Landgrave de Heffe-Darmftadt, cette Princeffe accomplie, qui faifoit l'ornement et l'admiration de notre fiècle. Vous favés, que j'ai toujours fait un cas infini de fon mérite, et que fa mort prématurée m'a bien vivement affecté. Mais vous n'ignorés pas non plus, qu'a la prémière nouvelle de fon décès, j'ai d'abord pris la refolution, d'orner fon monument d'une urne, confacrée, a apprendre aux fiècles futurs mes fentiments de veneration pour fes talents et vertus diftinguées. Elle eft achevée, a l'heure qu'il eft, cette urne. Je vous la ferai tenir par le voiturier Charles d'ici, et je ne faurois la mieux adreffer, qu'a vous, mon cher Colonel! qui êtes parfaitement inftruit, comment l'illuftre Defunte a defiré

qu'elle fut posée pour son monument. Quelque triste que soit le devoir, auquel je vous appelle, vous m'obligerés cependant, en vous en acquittant d'une manière conforme à ses intentions; et je saisirai à mon tour toutes les occasions, qui se présenteront, pour vous tenir comte de soins, que vous donnerés a cette commission. Sur cet je prie Dieu, qu'il vous ait, Mr. le Colonel Baron de Riedesel! en sa sainte et digne garde. Potsdam ce 12. d'Avril 1775.

Frédéric.

Au Baron de Riedesel, Colonel
au service du Landgrave de
Hesse-Darmstadt.

Inscription de l'urne.

Hic jacet
Henr. Christina Carol. Lou. Hass. Princ.
Foemina sexu. ingenio vir.
N. VII. Id. Mart. a. MDCCXXI. D. O. III. Kal.
Apr. a. MDCCLXXIV.
S. E. T. L.

Ueber-

Uebersetzung.

Herr Oberst Freiherr von Riedesel! Der Inhalt des gegenwärtigen Briefes erinnert mich an eine sehr traurige Begebenheit. Ich meine den Verlust, den wir vor einigen Jahren durch den Tod der Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt erlitten. Der frühzeitige Tod dieser höchst verdienstvollen Fürstin, welche die Zierde und die Bewunderung dieses Jahrhunderts war; und deren Verdienste, wie Sie wissen, ich stets sehr hoch schätze, hat mich sehr lebhaft gerührt. Sie wissen aber auch, daß ich sogleich bei der ersten Nachricht von ihrem Absterben, den Entschluß faßte, ihr Denkmal mit einer Urne zu schmükken, wodurch den kommenden Zeitaltern meine ehrerbietige Gesinnungen gegen ihre vorzügliche Talente und Tugenden übertragen wür-

den. Jezt ist sie fertig, diese Urne. Ich werde sie Ihnen durch den hiesigen Fuhrmann Karl zustellen lassen; und ich kann mich in dieser Angelegenheit an niemand schiklicher wenden, als an Sie, mein lieber Oberst, der Sie am besten davon unterrichtet sind, wie die erlauchte Verstorbene wünschte, daß sie auf ihr Denkmal gestellt würde. So traurig die Pflicht, zu der ich Sie berufe, auch immer seyn mag, werden Sie mich indes sehr verbinden, wenn Sie solche ihren Absichten gemäß ausrichten; und ich werde meinerseits jegliche sich darbietende Gelegenheit ergreifen, für Ihre Sorgfalt, mit der Sie diesen Auftrag ausrichten, erkenntlich zu seyn. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schuz nehme.

Friedrich.

An den Baron v. Riedesel.

Im

Im Jahr 1776 übersandte der Herr Gamerra, Dichter der Kaiserlichen Schaubühne, dem Könige eine seiner poetischen Ausarbeitungen, und erhielt darauf von demselben folgendes Schreiben.

Das Gedicht, welches Sie mir bey Ihrem Briefe vom 10ten dieses zugeschickt haben, braucht von mir nicht aus Gefälligkeit mit Beyfall aufgenommen zu werden. Ich enthalte mich alles Lobes dieses Werkes, um nicht die Bescheidenheit des Verfassers zu beleidigen, und begnüge mich, Ihnen für die Aufmerksamkeit, daß Sie mir selbiges geschickt haben, meinen Dank abzustatten. Das einsichtsvolle Publikum wird nicht ermangeln, dem Werke alle verdiente Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Ich thue dieses mit Vergnügen durch Gegenwärtiges, und bitte Gott, daß er Sie in seinen

heiligen Schutz nehme. Potsdam, den 27sten Junius 1776.

Friedrich.

Mein lieber Etatsminister, Freiherr von Zedlitz. Ich habe Bedenken gefunden, das hierneben zurükerfolgende Todesurthel wider den Brandstifter Döpel zu vollziehen. Er sowohl als der Mitschuldige Weiß, werden als noch junge Leute angegeben, und ich will daher, daß derselbe ebenfalls mit der Todesstrafe verschonet, und beyde ins Zuchthaus gebracht, und in solchem für ihre bessere Erziehung und Erkenntniß der menschlichen Pflichten, so wie der Abscheulichkeit ihres begangenen Verbrechens, gesorgt werden soll. Ihr habt demnach die Expeditiones solchergestalt anfertigen

gen zu lassen, und ich bin Euer wohl affectionirter König.

Potsdam, Friedrich.
den 23. April 1776.

Des Königs Versicherungsacte für die katholischen Stifter und Klöster in Schlesien, in einem Kabinetsschreiben an den Weihbischof von Rothkirch zu Breßlau.

Würdiger, vester, lieber, Getreuer. Ich finde für nöthig, der katholischen Geistlichkeit, besonders in den Stiftern und Klöstern eine Declaration in folgender Art zu machen; nemlich, sie könnten versichert seyn, daß so lange sie sich wie treue und redlich gesinnte Unterthanen verhalten, sie von mir nichts zu befürchten hätten. Ich würde nie was rühren

und ändern in denen Sachen, wie es einmal eingerichtet wäre, außer, was die zu bezahlende Contribution sei, in der Art, wie das vorjezt festgesetzt wäre, sonsten würde ich nicht das Mindeste weiter von irgend einem Stift und Kloster verlangen, noch weniger was einziehen; dagegen aber müßten sie sich auch zu allen Zeiten als getreue rechtschaffene Unterthanen betragen, und besonders in Kriegeszeiten keine Untreue gegen mich und das Land bezeigen, widrigenfalls, und wo ich dergleichen gewahr werde, so würden sie es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn ich würde genöthiget seyn, ein dergleichen Stift oder Kloster, in welchem sich dergleichen ungetreue Geistliche oder Mönche befinden, aufzuheben.

Ich habe euch demnach hierdurch auftragen wollen, diese Declaration in meinem

nem Namen sämtlichen Stifts- und Klostergeistlichen auf eine Art, wie ihr es am besten für gut befindet, öffentlich bekannt zu machen, und bin übrigens Euer gnädiger König.

Breslau den 26. Aug. 1782.

Friedrich.

Als im Jahr 1784 die Deputirten der Chur- und Neumärkischen Ritterschaftl. Provincial-Directoren einmüthig des Etatsministers von Werder Exc. zu ihrem beständigen Commissarius bei dem Chur- und Neumärkischen Ritterschaftlichen Creditwerke gewählet hatten, genehmigte der König solches durch folgendes Kabinetsschreiben.

Veste Räthe, liebe Getreue!

Eure in der Person meines Staatsministers von Werder, getroffene einmüthige

Wahl zum Commissario bei Eurem Creditwerk, findet meinen ganzen Beyfall, und ich habe diese meine vollkommenste Genehmigung, sowohl ihm selbst als meinem Großkanzler von Carmer, unmittelbar bekannt gemacht. Euer in ihn gesetztes Vertrauen wird er gewiß erfüllen. Droiture, Fermeté und Sachkenntniß hat er dazu, und daher wünscht Euch zu dieser Wahl Glück Euer gnädiger König

Berlin, den 11. Jan.
1784.

Friedrich.

Wie sehr es dem Könige angelegen war, den Adel in seinen Staaten bei seinen Besitzungen zu erhalten, und so viel als möglich

zu verhüten, daß dessen Güter nicht verloren gingen, oder zum Nachtheil des erstern in bürgerliche Hände geriethen, davon zeugt folgende Kabinetsordre:

Mein lieber Großkanzler Freyherr von Fürst.

Die in originali angeschlossene anderweite Vorstellung des gewesenen Majors von Röbel auf Lingenwalde, vom 26sten dieses Monats, hat mich veranlasset, auf Mittel und Wege zu denken, um meinen Adel bey dem Besitz der adelichen Güter nicht allein zu erhalten, sondern auch denselben bey deren unauszuweichendem Verkauf an andere Personen adelichen Standes, in Ansehung welcher ich es lediglich bei meinen bisherigen Gesetzen belasse, gegen allen Verkauf unter dem wahren Werth, zu decken und in Sicherheit zu stellen. Der Ausschlag aller meiner darüber angestellten

ten Betrachtungen ist dahin ausgefallen, und ich setze nach solchen ein für allemal fest:

daß, sobald ein adeliches Gut in Concurs fällt, die Justizcollegia sofort davon die Krieges- und Domainen-Kam. in der Provinz, worin dies Gut belegen ist, benachrichtigen, diese aber sodann, ohne den geringsten Anstand, einen Kriegesrath aus ihren Mitteln benennen, und dieser die Administration desselben, auf eben dem Fuß, als ob es ein Domainengut wäre, dergestalt einrichten und dirigiren soll, daß dasselbe während des Concurses nicht deterioriret, und unter seinem vorigen Werth nicht herunter gesetzet werden möge.

Ich habe auch bereits hiernach sowohl mein Generaldirectorium, als meinen Etats-

mini-

minister von Hoym, wegen Obliegenheit meiner Kammer hinlänglich instruiret, und ihr werdet Eures Orts nicht ermangeln, meine sämmtliche Regierungen und Justiz-collegia, die von Schlesien mit inbegriffen, darnach gleichfalls anzuweisen, und ihnen dabey zugleich einzubinden, bey dem Verkauf dergleichen Güter ihr erstes Augenmerk dahin zu richten, daß solche den jedesmaligen Besitzern, so viel es nur immer rechtlicher Art nach geschehen kann, erhalten, wo aber nicht, niemals an Personen bürgerlichen Standes, sondern nach Vorschrift meiner Gesetze, einzig und allein an adeliche verkauft werden mögen. Es soll auch mit Beobachtung dieser Ordre, in Ansehung obbenannten Röbelschen Guts, sogleich der Anfang gemacht werden, und müsset Ihr deshalb das erforderliche an das dortige Kammergericht sogleich

gleich mit verfügen. Ich bin Euer wohl-
affectionirter König.

Potsdam, den 29. Jan. 1774.

Friedrich.

An den Großkanzler von
Fürst.

Verbesserungen einiger im vierten Stükke dieser Sammlung vorgekommenen Drukfehler.

S. 15. Z. 14. Bauerstükke, statt Budenstükke.
S. 19. Z. 14. Rothe, statt Rode.
S. 83. Z. 6. 9. u. f. Deybert, statt Tauber.
Anhang. 1 Seite n. 6. Hellermann, statt Hiltermann.

Der Herausgeber dieser Sammlungen ersucht den Unbekannten, der die Güte gehabt hat, ihm einige Briefe des höchstseligen Königs an die Gräfin B*** zu überschikken, ihm die ganze merkwürdige Correspondenz zu senden, und ist erbötig, die Bedingungen, die derselbe ihm durch den Verleger vorschreiben wird, genau zu erfüllen.

Die Siebente Sammlung erscheint binnen 4 bis 6 Wochen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Friedrich II., Preußen, König, 1712-1786

Anekdoten und Karakterzüge aus dem Leben Friedrich des Zweiten

Bd.: 6.

Berlin (1787)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Caps.126(8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11087801-4
VD18 80341934-001